

STAROSLOVAN

Heft 4.

Kremsier, am 15. Dezember 1913.

I. Jahrgang.

M. Žunkovič:

Die slavische Sprache vor der Römerzeit.

Je weiter die Klärung fortschreitet, wo die Anfänge der slavischen Sprache zu suchen seien, umso tiefer gelangen wir durch den schwindenden Nebel in die vorgeschichtliche Zeit. Die Annahme der bisherigen Geschichtsschreiber und Sprachforscher, die den Ursitz der Slaven an der Donau, am Dnjepr, in Asien u. dgl. suchen, ist durch die neuere Forschungsmethode und die aufgewühlten Belege bereits gründlich unhaltbar geworden, und spielt die Völkerwanderung als *conditio sine qua non*, wie als Ausgangspunkt oder Relaisstation für diese Festlegung gar keine ernste Rolle mehr.

Hat schon die Erkenntnis, dass die alten topischen Namen nur in der slavischen Sprache eine natürlich-sachliche Erklärung finden, alle jene Hypothesen wie die Frühlingssonne den letzten Winterschnee in Wasser verwandelt, so tritt dies bei der Etymologie und dem Studium des psychomechanischen Wortaufbaues der verschiedenartigsten, namentlich praktisch-konkreten Begriffe noch weit deutlicher und überzeugender hervor. — Nachstehend soll nun an einigen typischen Beispielen dargelegt werden, dass die slavische Sprache lange vor der Römerzeit in Italien schon im Gebrauche gewesen sein muss, denn ohne diese Voraussetzung fehlt jede natürliche Erklärung hierfür, wie die lateinische Sprache zu reinslavischen Begriffen gelangt wäre, oder umgekehrt, wie die Slaven in einem nichtlateinischen Territorium solchen fühlbaren Einfluss auf die lateinische Sprache in Italien hätten üben können. Noch viel weniger fassbar ist es aber, wie die Slaven, falls sie im Laufe des IV.—VI. Jahrhunderts in Europa eingewandert wären, so viel lateinische Begriffe angenommen oder gar auch an jene Slaven, wie z. B. die Sarmaten, Skythen, Russen, Bulgaren vermittelt hätten, die ihre Wohnsitze augenscheinlich nie verliessen. Aus den nachfolgenden Beispielen geht aber klar hervor, dass die wahre Situation eben den bisherigen Annahmen und Vorstellungen diametral entgegensteht.

„Chalybs“. — Die Römer, wie auch die Griechen, verstanden unter „chalybs“, griechisch „χάλυψ“, den Stahl. Nun ist aber aus allem zu entnehmen, dass damit eigentlich nur der slavische Begriff „kalup“, der aber lediglich Gussform, Gussmodell, Gusstiegel bedeutet, übernommen wurde.*) Beide Sprachen besaßen daher ursprünglich überhaupt keinen spezifischen Ausdruck für den Stahl, sondern behelfen sich damit, nur jenes Eisen so zu benennen, das in Gussformen gehärtet wurde. Nun besitzen aber die Slaven nicht allein den erweiterten Begriff „kalup“ noch heute, sondern auch die einfachsten Formen jener Wurzel, wie „kal“ (= Härtung) und „kaliti“ (= härten, stählen), welche Begriffe in altslavischen Handschriften, wie z. B. im „Igor“-Epos, in der Königinhofer Handschrift u. a., wiederholt in dieser Bedeutung vorkommen.

Die einfachere Form eines Begriffes ist aber grundsätzlich die ältere, denn erfahrungsgemäss werden die Sprachen in der Fortentwicklung niemals kompendiöser sondern immer breiter.

Bei diesem Worte tritt aber auch eine sehr beachtenswerte Kulturwandlung und Bedeutungsmetamorphose an den Tag. Die Griechen kennen nämlich in der ältesten, literarisch belegten Zeit, also bei Homer, den Begriff „halkós“ (χαλκός), dem zweifellos die Wurzel „kal“ zugrunde liegt, nur erst für Erz, Bronze, Kupfer, wofür aber der Altslave schon die Ausdrücke „ruda, bron, med“ besitzt. In der nachhomerischen Zeit bezeichnete man aber mit „halkós“ auch Eisen, namentlich Waffen, die sonach ein gestähltes Eisen voraussetzen. Die Begriffsarmut der Griechen wie Römer, die sonach für: Erz, Kupfer, Bronze, Eisen, Stahl, Kupfergeld nur ein bis zwei Begriffe besaßen (lateinisch auch „aes“), deutet recht überzeugend dahin, dass sich die ganze metallurgische Technik nicht bei ihnen selbst entwickelt haben konnte; ja, sie merkten gar nicht, wie langsam die Bronzewaffen in jene aus Eisen und Stahl übergingen, nachdem sie den geänderten Verhältnissen ihre Begriffe gar nicht anpassten; der Erzeuger hingegen fühlte sehr gut die Änderung und den Wechsel, daher er auch fallweise neue Benennungen schuf. Die Römer und Griechen fühlten vielleicht auch nicht weiter die Material- und Mischungsänderungen,

*) Miklosich irrte sich bedenklich, als er in seinem »Etym. Wörterbuche« (1886) dieses slavische Wort, als der türkischen Sprache entnommen, erklärte, nachdem es doch schon Vergil, Propertius, Aeschylus, Sophokles u. a. gebrauchten. Miklosich hatte überhaupt die sonderbare Neigung, solche slavische Begriffe, die er auch in einer anderen Sprache antraf, gleich als slavische Fremd- oder Lehnwörter anzusehen und zu erklären.

denn man erzeugte in einer gewissen Zeit, wie aus dem folgenden Funde hervorgeht, auch eine Art Stahlbronze, die sich im Kampfwerte vom Stahle selbst nicht wesentlich abhob.

Eine vermutlich mehrere tausend Jahre alte, im Gräberfelde zu Watsch (Krain) gefundene Schussverletzung zeigt nämlich die einstige geniale Erfindungsgabe in der Konstruktion wirksamer und gefährlicher Waffen. Dort wurde ein Oberschenkelknochen ausgegraben, in welchem auf 2·5 cm eine dreikantige, mit grüner Patina bedeckte Bronzepfeilspitze eingekeilt war. Das Projektil, rückwärts mit einer runden Öse, anscheinend zum Hineinstecken des Pfeilschaftes versehen, durchschlug glatt die Knochenrinde und ragt in die Markhöhle hinein. Das glatte, nicht splitternde Durchschneiden des Knochens zeigt einerseits von der grossen Durchschlagskraft und der enormen Anfangsgeschwindigkeit, andererseits aber auch von einer der modernen Präzisionsarbeit ebenbürtigen Ausführung, denn die Spitze ist haarscharf und trotzdem nirgends deformiert oder scharf, weil das Geschoss schon nach Art unserer Stahlbronze gehärtet war.

Es ist auch überflüssig weiter zu erörtern, dass der Reichtum wie die Armut an Fachausdrücken auf einem bestimmten Gebiete immer ein Regulator dafür ist, inwieweit sich die Träger der betreffenden Sprache an der Entwicklung der realen Entstehungsnötigkeit von solchen beteiligt haben, und wird diesbezüglich noch an anderer Stelle eingehender gesprochen. (Siehe Artikel: „Einiges über den Bergbau und die Metallbearbeitung der alten Slaven“.)

„Poëta.“ — Es ist sonderbar, dass der Sänger, Dichter, Poet im Lateinischen wohl „poëta“ heisst, aber das jene Tätigkeit anzeigende Zeitwort der gleichen Sprachwurzel fehlt der lateinischen Sprache. Es ist aber kein Zweifel, dass derjenige, der zuerst den Sänger „poëta“ nannte, diesen Begriff nur auf eine Tätigkeit aufgebaut haben konnte, die „pojem“ (= ich singe) oder „pjeti“ (= singen) gelautet haben muss, und das ist nur in den slavischen Sprachen der Fall. Das Griechische kennt wohl den Begriff „poiéo“ (ποιέω), aber dieser bezeichnet nicht das Singen selbst, sondern nur das Schaffen, Hervorbringen. Auffallend ist es auch, dass im Lateinischen das ausgefallene slavische „j“ nicht einmal ganz verschwunden ist, sondern im Aussprache-Trennungszeichen erhalten blieb. Der Römer hörte immer sagen „on pojet“ (= er singt, oder: er ist ein Sänger) und übernahm den Begriff unverändert, wie ihn sein Ohr eben vernommen.

„Oct.“ — Schon die ältesten lateinischen Schriftsteller führen den Begriff „acetum“ (= Essig) an; bekanntlich hat Hannibal anläss-

lich seines Überganges über die Alpen schon mittels Feuer und Essig Felsen beseitigt. Nun kennen aber alle Slaven den Begriff „ocet“ (altslavisch „oct“; in dieser Form bei den mährischen Walsachen noch heute gebräuchlich) für die Bezeichnung von Essig.

Die Sprachforscher sagen nun bei dieser auffallenden Übereinstimmung kurzweg: diesen lateinischen Begriff haben die Slaven bei den Römern irgendwo gehört und nahmen ihn dann allgemein an. Diese allerdings sehr bequeme Lösung des Rätsels ist aber nicht nur an sich unnatürlich, denn jene, die solches behaupten, glauben doch auch an die Völkerwanderung, sondern auch sprachgeschichtlich wie sprachmorphologisch unhaltbar, denn gerade in diesem Falle ist die slavische Originalität so leicht nachzuweisen, wie vielleicht heute in wenigen anderen mehr.

„Oct“ ist, obschon in dieser Form äusserlich als nacktes Wurzelwort erscheinend, dem Slaven noch immer kein auf die einfachste Stammsilbe reduzierter Wurzelbegriff, sondern ist noch aus den zwei Sprachelementen „o“ und „ct“ (d. i. „cet, cit“ = Geschmack) zusammengesetzt; seiner letzten, sozusagen sprachchemischen Morphologie nach bedeutet „oct“ eine Flüssigkeit, die mit einem Geschmacke durchsetzt ist. Diese bis auf den letzten Laut genau durchgeführte Sprachkonsequenz, die auch figürlich wie onomatopöisch ein bewunderungswürdiges Zeugnis der natürlichen Sprachbildung bietet, ist ein derartig greifbarer Beweis der urslavischen Originalität des Begriffes „oct“, dass es wohl überflüssig ist, die schwindsüchtigen Hypothesen, als wäre es umgekehrt aus dem lateinischen „acetum“ oder dem gotisch-griechischen „akeit“ gebildet, nur mit einem Worte weiter widerlegen zu wollen.

Das Präfix „o“ verleiht nämlich, wie auch schon dessen graphische, in sich geschlossene Darstellung andeutet, im Alt- wie Neoslavischen stets einem Zustande den Charakter der Umschliessung oder Durchsetzung. So besagt z. B.: „oceniti“ = abschätzen, durchprüfen; „oprati“ = etwas durchreinigen; „osoliti“ = ein-, durchsalzen usw. — Dasselbe gilt onomatopöisch betreffs der Laute in der Wurzel „ct“ (oder „cit, cet“), denn jedermann empfindet das Gefühl, so oft ihm die Zähne durch den Genuss quitschsaurer Flüssigkeiten (Essig, saurer Wein, Holzapfel- oder Holzbirnensaft u. dgl.) förmlich abgestumpft sind, als ob sich dieser Zustand durch die Laute „c-t“ am besten ausdrücken liesse; die Wortbildung „oct“ ist daher auch sprachlich eine natursuggestive, analog wie sich auch der Essig durch das Sauerwerden des Weines in der Natur selbst bildet.

Schon aus diesen wenigen Beispielen geht klar hervor, dass das Altslavische lange vor dem Lateinischen in Italien gangbar war,

daher letzteres auch aus dem Borne des ersteren schöpfte, denn hätte der Lateiner die Gelegenheit gehabt, das Wort selbst natur-sprachlich zu bilden, so wäre wohl daraus auch ein „oct“ und kein „acetum“ geworden!

Hiemit sind wir in der praktischen Beweisführung, dass das Slavische eine uralte europäische Sprache war, mit einem Rucke viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung angelangt, womit jedoch dieses Weitertragen des Lichtes noch keineswegs abgeschlossen ist, nachdem noch genug weit älteres Material der wissenschaftlichen Bearbeitung harret. Nun ist es aber auch klar, warum die topischen Namen überall dieselbe Form und dieselbe Etymologie aufweisen und warum Natur und Kultur diese Etymologie an Ort und Stelle immer auch besätigen: weil sie eben alle eines und desselben Ursprunges sind, d. h. weil es einst eine Allgemeinsprache gab, die sich im grossen mit der altslavischen deckte.

Ortsgeschichtliche Etymologie.

Unter diesem Titel sollen nun Ansiedlungen dahin besprochen werden, inwieweit deren Name mit der Sprache sowie der einstigen militärisch-sozialen Organisation in Relationen steht, da es doch naheliegend ist, dass die Genesis eines jeden topischen Namens eine reale, für jedermann überzeugende Begründung haben musste, weil er sonst überhaupt nicht in allgemeinen Kurs getreten wäre; ja, es zeigt sich täglich klarer, dass dieser Name zugleich seiner Bedeutung nach eine Art Orientierungsbehelf in sich barg, wo man bei feindlicher Gefahr mehr oder weniger ausgiebigen Schutz finden konnte, daher eigentlich nicht direkte den Wohnort selbst damit kennzeichnete. Wir werden nun trachten, um dieser Behauptung überzeugenden Nachdruck zu geben, aus den verschiedensten Gegenden solche konkrete und typische Belege herbeizuschaffen. Freilich kann solche in verlässlicher Weise meist nur derjenige bringen, welcher mit der Lokalität in jeder Hinsicht gut vertraut ist, was sich namentlich auf solche Punkte bezieht, die bisher von der Beachtung oder lokalen Aufzeichnung nicht berührt wurden, oder bei denen erst Grabungen den Beweis erbringen müssen, dass der Lokalname tatsächlich etwas bezeichnet, wofür der greifbare Beleg erst aus der Erde zu holen ist, denn ein grosser Teil der Dokumente für die Erkenntnis der slavischen Vergangenheit liegt untrüglich noch in der Erde vergraben.

Wir wollen hiemit, nachdem wir nun schon den Weg hiezu einigermaßen vorbereitet finden, das Interesse für die tiefere Beachtung der Ortsnamen wecken und den Ansporn geben, dass man allorts der Kausalität des gegebenen Ortsnamens nachgehe und für die Etymologie desselben in der Natur die Stütze suche. Soweit bisher bekannt, hatte nämlich jede Ansiedlung einen gewissen Schutzpunkt oder eine vorbestimmte und entsprechend vorbereitete Zufluchtsstätte für den Fall der feindlichen Gefahr, und war diese Stelle auch demnach orientierend benannt; in den allermeisten Fällen identifizierte sich allerdings diese Benennung auch zugleich mit dem Namen der Ansiedlung selbst.

Freilich sind die sichtbaren Belege von Einst, da es oft nur Gräben, Wälle mit Palisaden, Schanzen, Wallburgen u. ä. waren, längst der Bodenausnutzung verfallen, daher eingeebnet, ebenso wie auch massive Burgen, die man nach ihrem Zerfalle allgemein als bequeme Steinbrüche benützte, oft völlig spurlos verschwunden sind, aber der Name ist doch weitergeblieben, und das geübte Forscherauge sieht die Bestätigung für die Namensrichtigkeit oft in der Terrainkonfiguration; bisweilen weiss man, dass an der Stelle verschiedene Kulturresiduen gefunden wurden, noch öfters ist es aber eben notwendig, mit dem Spaten selbst in die Erde zu dringen, um den Beweis herbeizuführen, dass an dieser Stätte einst aus natürlichen Selbsterhaltungstrieben Menschengestalt und Menschenhand waltete und schuf.

Überzeugende Beiträge dieser Art, wenn möglich mit typischen illustrativen Zeugnissen belegt, werden in unserer Revue, soweit es der Raum für diese eine Forschungsrichtung gestattet, veröffentlicht. Als eine Art Orientierungsbehelf werden nachstehend zwei solche Beispiele mit wechselnder Grundform geboten. Weitere lokalgeschichtliche Begebenheiten bieten aber meistens keine brauchbaren Belege mehr für die Geschichte der Entstehung eines Ortes oder Ortsnamens, denn die Urkundendaten dürfen uns ebensowenig in den alten Glaubensfehler verführen, dass so eine Wallburg oder alte Schanze erst am Vorabende eines dokumentarisch belegten Ereignisses hergestellt worden sei, wie wir auch niemals den Gedanken aufkommen lassen sollen, dass ein Volk gerade damals zu einem solchen wurde, als es das erstemal erwähnt erscheint.

DIE REDAKTION.

I. Landsberg.

(Bezirk Wildenschwert, Böhmen.)

Die zur Nachforschung anregende Lektüre des epochalen Werkes Žunkovič' „Die Slaven ein Urvolk Europas“ hat mich bewogen, auf Grund topischer Namen die Umgegend meines Domizils darnach zu studieren und wählte ich zu diesem Zwecke die altersgrauen Fragmente der Burg Landsberg und deren nächste Umgebung.

Die Kampagne begann ich mit dem Studium der Plastik des Geländes und der Eruierung von topischen Namen der Wälder, Lehnen, Berge, Furchen, Dörfer, Quellen u. dgl. daselbst.

Der Name Landsberg (Landesberg, Landesperch, böhm: Lanšperk) kommt in Mitteleuropa oftmals vor. Mir selbst ist es gelungen zehn Landsberge aufzubringen u. zw.: Landsberg bei Wildenschwert in Böhmen, Deutsch- und Windisch-Landsberg in Steiermark, Landsberg an der Warta, Landsberg an der Ruhr, Landsberg in Bayern, Landsberg in Sachsen, Landsberg unweit von Berlin an einem kleinen See, Landsberg zwischen Königsburg und Heilsberg in Preussen und Hohen-Landsberg im Elsass.

Wie zu ersehen, war dieser Name im XIII. und XIV. Jahrhunderte ziemlich populär und bedeutete im Böhmischem soviel wie „zemský břeh“ (breg, břeh = Grenze), also einen Landes-Grenzberg, beziehungsweise eine Landes-Grenzburg, denn ein „břeh“ (gegenwärtig im Deutschen Ufer oder Strand bedeutend) bildete in vielen Fällen eine Grenze und zwar im engeren oder weiteren Sinne.*)

Die Burg Landsberg in Böhmen wurde wahrscheinlich zu Ende des XIII. Jahrhunderts erbaut und zwar auf einem steilen, kegelförmigen, 454 m hohen Berge, der mit einer Hochebene durch einen schmalen Bergrücken verbunden ist.

Am nördlichen Rande dieses Bergrückens befindet sich eine aufgeschüttete Bastion (bašta), welche einst mit Palisaden besetzt war, und die vermutlich einer älteren Zeit angehört, als die Burg selbst. Beim Burgbau wurde sie aber als brauchbares Vorwerk in die Fortifikation miteinbezogen.

*) Die Wurzel ist augenscheinlich das slavische »lan, lon« d. i. ein abgegrenztes Grundstück, das sich nicht nur vielfach in den topischen Namen, wie: Lan, Lana, Lanišče, Lany, Landau, Landeck, Landegg u. ä. sondern auch in der Wirtschaftsterminologie erhalten hat. Immerhin ist es erwähnenswert, dass der Deutsche sagt: ich gehe aufs Land, sobald er seine Wohnbezirksgrenze überschreitet.

Knapp bei der Burg befand sich seinerzeit eine aus acht Wohnhütten bestehende Ansiedlung, die man „Budy“ nannte. Es wird allgemein angenommen, dass diese Wohnhütten während des Burgbaues dort entstanden seien, doch dürfte dies nicht richtig sein; viel wahrscheinlicher ist es, dass dieselben schon in bukolischen Zeiten dortselbst als Hirtenhütten gestanden und dass der Name „Budy“ sich von jener Zeit her erhalten hat.

Es ist nicht zu verwundern, dass die mutmasslichen Erbauer der Burg — Hermann und Ulrich von Dürenholz (Heřman a Oldřich z Drinolce). — diese sehr geeignete Stelle zu diesem Zwecke wählten, denn schon die hier einst wohnenden Urvölker müssen die Festigkeit und Sicherheit dieser Lokalität erkannt haben, denn alles deutet darauf, dass hier schon in grauer Vorzeit eine grosse Beobachtungs- und Verteidigungsanlage bestand.

Alte Überlieferungen und Sagen sind zwar nicht verlässlich, da sie verschiedenen Auslegungen unterliegen, die im Laufe der Zeit in die unglaublichsten Fabeln ausarten, doch kann man in ihnen eine reelle Spur von Wahrscheinlichkeit entdecken, wenn die Toponomie zu Hilfe genommen wird.

Eine Sage erzählt uns, wonach Panilus, ein König der Hermunduren, im II. Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung seinen Sitz in Grulich (Králiky) hatte. Er liess zwei Burgen bauen, Landsberg und Landskron; in Landsberg verwahrte er sein Gesetzbuch und in Landskron seine Krone. — Ob nun ein König Panilus je existierte, ist heute schwer zu sagen, da bisher nur eine, noch dazu sagenhafte Quelle den Namen kennt, der aber auch nur ein Diminutivum von „pan“ (= Herr) sein kann. Hingegen hat Landskron gewiss nie seinen Namen von der Kronenverwahrung daselbst erhalten, denn der Name selbst sagt doch, dass es eine Landesgrenzstadt ist, wie alle Orte dieser Sprachwurzel (gran, gron, kron) und bildet der Bezirk Landskron doch auch die böhmische Grenze gegen Mähren. Desgleichen war die Verwahrung des Gesetzbuches sicherlich nicht bestimmend für den Namen Landsberg, wohl aber der Umstand, dass in altslavischer, oder wenn man will, in keltischer Zeit daselbst eine Verteidigungsanlage grösseren Stiles war, da auf eine solche alle hier vorkommenden topischen Namen, wie auch die Bodenplastik der nächsten Umgebung deuten.

Gleich von der Bastei zieht sich gegen Osten das grosse Hochplateau „Kopanina“, ein Name, der auch in der Zeit der deutschen Sprachvorherrschaft in diesem Gebiete nicht geändert wurde, da hiefür wohl das sprachliche Verständnis fehlte. Doch erkennt man hier

auf den ersten Blick, dass sich in diesem Raume einst Aufwürfe, Wälle oder Schanzen, also Aufgegrabenes (kopati = graben) befunden haben muss, als die grosse Verteidigungsanlage noch ernstlichen Sicherungsfunktionen diene. Freilich hat die fleissige Feldwirtschaft schon alle Spuren der den Gang des Pfluges störenden Hindernisse möglichst eingeebnet; nur dort am nördlichen Rande der „Kopanina“ wo die Abhänge der Waldparzellen „Přední a Zadní Kamená“ steil in das breite Tal von Dobrouč abfallen, sind noch tiefe Mulden und aus der Erde ragende Sandsteinblöcke übrig geblieben, die heute den Aufstieg auf das Plateau noch fühlbar erschweren.

Dominierend war aber immer der Bergkegel, auf dem später die Burg erbaut wurde. Dort war der Sitz des Befehlshabers und dort fand auch wohl die letzte Verteidigung in verhängnisvollen Stunden statt.

Fast am Fusse der „Kamená“ liegt zersprengt eine Häusergruppe, die den Namen „Kočtina“ (Katzendorf) führt, also unbedingt ein Ort ist, wo in den ältesten Zeiten Hirtenhütten standen. (Koč, koča, kuča.) Vielleicht spielten einst die Bewohner dieser Ansiedlung zugleich die Rolle eines vorgeschobenen Beobachtungspostens, was auch der deutsche Name „Katzendorf“ zu bestätigen scheint, da bei alten Festungsanlagen immer noch oft eine vorgeschobene Basti „Katze“ genannt wird. Von da übersieht man noch ganz gut das Tal.

An die Abhänge der „Kamená“, und zwar in der östlichen Ecke der „Kopanina“, schliessen sich die steilen Lehnen der „Řiva“ (fälschlich „Hřiva“) an und ziehen sich in südöstlicher Richtung weiter. Der Name Řiva wird von „riv“ abgeleitet und bedeutet Grenzsicherung eines Ortes oder Gebietes, in unserem Falle der Verteidigungsanlage.

An der südlichen Seite der „Kopanina“ zieht sich ein Graben, anfänglich breit und mässig gesenkt, der aber dann immer tiefer wird, bis er endlich als enge Talfurche mit steilen Hängen in das Adlertal einmündet.

Auf dem Wege dahin passiert er zuerst den Wald „Zámecká“, welcher einen Teil der südlichen Lehne der „Kopanina“ bildet. Der Name „Zámecká“ ist nicht von Wohnschloss (panský zámek) abgeleitet, denn Landsberg wurde stets als „hrad“ (Burg) deklariert. Das Wurzelwort „zam“ bedeutet eine Absperrung behufs Verteidigung, also einen geschlossenen Eingang. In unserem Falle ist es der gesperrte Zugang zur „Kopanina“.

Weiter erhebt sich am südlichen Rande der „Kopanina“ die sogenannte „Rovina“. Es ist dies ein Berg, dessen oberes Plateau in die Kopanina übergeht und gegen die Talfurche mit sehr steilen Abhängen abfällt. Da er hier so exponiert bei dem vorüberführenden Graben

steht, so erhielt er wahrscheinlich deshalb seinen Namen. Zur Verteidigung eignet er sich vorzüglich. Die meisten Namen dieser Richtung sind aber durchaus nicht von „rovina“ (Ebene) sondern von „rov“ (Graben) abzuleiten. Ein Beispiel haben wir an Rovensko (Stadt bei Turnau in Böhmen). In uralten Zeiten soll die Iser (Jizera) bei Kleinskal (Malá Skála) eine grosse Stromschnelle gebildet haben, infolgedessen dort das gestaute, überschüssige Wasser zwischen den Bergen Hamštejn und Koberov durch einen „rov“ (Graben, Flussbett) gegen Rovensko strömte, was die damalige slavische Urbevölkerung veranlassen mochte, der Ansiedlung den Namen „Rovensko“ zu geben.

Die weitere Begrenzung der „Kopanina“ gegen Süden bildet die Waldpartie mit Namen „*Studánka u starého domu*“ (Brunnen beim alten Hause).

An der Westseite wird die „Kopanina“ von schroffen Abhängen begrenzt, die sich bis zur sogenannten „*Havlíčková studánka*“ (Havlíček - Brunnen) hinziehen. Dieser Brunnen bildet die Wasserstation von Landsberg, denn die „Budy“ wurden später zu Landsberg einbezogen; er liegt ziemlich hoch und konnte während des Bestandes der Verteidigungsanlage in dieselbe miteinbezogen werden. Auch in der Burgruine von Landsberg finden wir bis heute noch Spuren eines verschütteten Brunnens, der die Burgbewohner in bezug auf den Wasserbedarf von aussen unabhängig machte.

An und für sich würde dieser hier beschriebene Bodenkomplex hingereicht haben eine Verteidigungsanlage zu bilden, umso mehr als auch die vitale Wasserfrage hier keine Schwierigkeiten machte; da aber der Ausblick von der „Kopanina“ gegen Süden durch eine höhere Bergmasse verlegt ist, erweiterte man wahrscheinlich die Verteidigungssphäre bis zur sogenannten „*Čertova brázda*“ (Teufelsfurche).

Es würde zu weit führen auch dieses Terrain eingehend zu behandeln, aber es müssen hier doch die wichtigsten grenzbestimmenden topischen Namen, die überzeugend für die Qualifizierung der Verteidigungskapazität der Schutzwehren der Urzeit sprechen, angeführt werden.

Wie schon angedeutet, zieht sich von der „Kamená“ in südöstlicher Richtung die „Řiva“ (Hřiva) bis zum 529 m hohen „Hüttungsberge“, einem wichtigen Aussichtspunkte. Die „Řiva“ schützt die Ostseite des Terrains. Gegen Süden bildet „*Čertova brázda*“ die verteidigungsfähige Grenze. In den ältesten Zeiten hiess sie wohl „Črta“ oder „*Černá brázda*“ (Grenzlinie, Grenzfurche). Gleich beim Eingang in dieselbe steht der Berg „Geierkopf“, von „gaj“, „háj“ abgeleitet,

und bedeutet Schutzpunkt. An die Lehne „*Čertova brázda*„ schliesst sich die Bergmasse der „Koppe“ an, welche sich bis zur Stillen Adler hinzieht. In der oberen Partie der „Koppe“ starrt ein kolossaler Fels aus der Lehne, „Kilei“ oder „Kiklei“ genannt, der aber eigentlich von „Kukla“ (= Aussichtspunkt) abgeleitet ist.

Da „Koppe“ (Kupa) auch von „kopa“ (Gegrabenes) abgeleitet wird, so dürfte wahrscheinlich der Fels (kukla) durch Abgrabung blossgelegt worden sein, denn hier bestand ein „vir“, (Wachstelle, Sicherheitsvorsorge), was aus dem Namen des unterhalb der „Koppe“ liegenden Dorfes „*Černovir*“ (= Grenzwache) hervorgeht.

Die westliche, sehr steil abfallende Lehne der „Koppe“ heisst „*Medná*“ (Honiglahn). Med, Meda, Medky u. a., folglich auch „*Medná*“, bezeichnen sprachlich Ufer oder Grenze. Knapp an der *Medná* fliesst die Stille Adler vorüber, welche zwei Nachbargebiete einst trennte. Drüben am jenseitigen Ufer liegt „*Jankovic*“, einen Grenzstreifen bedeutend (also nicht von „Jan“ abgeleitet) und der Berg „*Vadětin*“ (vad, vod) mit der Waldblösse „Scheibe“ (böhm: *Šejb*). Eine zweite „Scheibe“ liegt bei *Dobrouč**) nahe an der Stillen Adler. Hier steht ein Meierhof (Scheibenhof, *šejbský dvůr*) auf einer mässigen Anhöhe und weist das Terrain gegen den Fluss zu einen terrassenförmigen Charakter auf, der auf einen Aufwurf deutet. Es scheint, als wäre hier einstens eine Sicherheitsvorsorge gewesen, denn „Scheibe“ ist fast überall die Korruption des altslavischen „sip“ (= Aufwurf; böhm: *násyp, syp, sejp, šejb* = Scheibe).

Die *Medná* biegt in die Furche ein, wo sich die „*Studánka u starého domu*“ befindet und schliesst somit die Peripherie der ganzen Befestigungsanlage von Landsberg verteidigungstechnisch ab. — Regelrecht reihen sich also die einzelnen Grenzsicherungen aneinander; kein Zufall ist es, sondern der menschliche Selbsterhaltungstrieb fügte sie zu einem Ganzen zusammen, was auch die Physiognomie bestätigt.

Und so schliessen wir mit der festen Überzeugung, dass hier in diesem Gelände, wo jetzt zumeist nur düsterer Wald den Boden beschattet, in uralten Zeiten ein Kampfplatz gewesen, ein sicherer Hort der daselbst wohnenden Völker. Längst sind zwar die Wälle,

*) Der Zufall brachte es mit sich, dass der Name »*Dobrouč*«, den der Verfasser hier nicht etymologisch behandelt, im nachfolgenden Artikel sprachlich gedeutet wird. Bemerkenswert ist es aber hiebei, dass der Verfasser ohne Kenntniss dieser Etymologie anführt, dort einen »Aufwurf« oder eine »Sicherheitsvorsorge« zu sehen; dieses »Sehen« hat ihm also nicht die Etymologie des Begriffes »*Dobrouč*« suggeriert, sondern er sah dies eben unbeeinflusst in der Natur; dass er aber nicht schlecht gesehen, das beweist erst nachträglich die Etymologie des Namens »*Dobrotice*«.

Pfahlzäune und Bollwerke im Flusse der Zeit verschwunden, aber topische Namen mit slavischen Sprachwurzeln und die hiemit übereinstimmende Physiognomie der Gegend sind geblieben und verkünden der Nachwelt, dass die Urvölker, die hier einst hausten, Slaven waren.

Sollte der Verfasser hiemit überdies einen weiteren Impuls gegeben haben in anderen Gegenden in ähnlicher Weise das nun offene Geheimnis der Ortsnamenentstehung zu überprüfen und zu verwerten, so werden die Forscher hiebei dieselbe innige Freude empfinden, wie der Anreger, denn der Eindruck, dass wir hiemit wieder um einen Riesenschritt in das Dunkel der slavischen Vergangenheit vorgedrungen sind, wird in jenen Momente zur Überzeugung, als man für einen topischen Namen zugleich den konkreten Beleg in der Natur vorfindet; einen solchen, so harmonisch stimmenden Namen kann aber doch nur jener gegeben haben, in dessen Sprache dieses alte Objekt in der Natur genau so lautet, wie er es auch heute bei gleichen Prämissen benennen würde.

Fr. Egerle.

*

II. Dobrotice.

(Bezirk Holleschau, Mähren.)

Etymologie. Im Altslavischen bedeutet „dober, dabr“ noch: tapfer, stark, fest, und ist der deutsche Begriff „tapfer“ sonach aus der nordslavischen Form „dabr“ gebildet; Dobrotice deutet sonach auf einen festen Punkt, wo man sich dem Feinde mit Erfolg entgegenstellen kann.

Belege für diese Etymologie. Die Ansiedlung liegt zwar im Rusava-Tale, aber am rechten, steil abfallenden Ufer befindet sich, wie die beigegebene Illustration zeigt, eine noch heute imponierende Wallburg. Die Stelle heisst auch tatsächlich „Hradisko“. Von der Mühle, „Vantroky mlýn“ genannt, führte, der Volkstradition nach, ein unterirdischer Gang zum „Hradisko“. Ein Feld zunächst dieser heisst heute „Nad hroby“, also „Ober den Gräbern“. — Diese Etymologie bestätigt und rechtfertigt sonach den Ortsnamen, da die Prämissen eben in der Natur noch offen sichtbar sind. Ob ein unterirdischer Zugang zur Wallburg führte, wäre durch systematische Grabungen leicht festzustellen; das Vorhandensein eines solchen ist aber nahezu zweifellos, denn man musste sich doch den Wasserbezug irgendwie sichern, da in der Wallburg keine Zisterne zu bemerken und noch weniger eine Quelle vorhanden ist; überdies war

es notwendig, im Falle der Erstürmung der Wallburg für eine sichere Rückzugslinie vorzusorgen. — Für das Alter des Dorfes Dobrotice würde aber namentlich die weniger umständliche Öffnung jener erwähnten Begräbnislokalität einen ergänzenden Beleg bieten, denn sind die Grabbeigaben prähistorischer Natur, so kann die Wallburg, wie man jetzt annimmt, auch nicht erst dem XIII. Jahrhunderte angehören, und noch weniger zutreffend ist die landläufige Etymologie, der Ort habe von einem Herrn, der „Dobrota“ (= Güte) hiess, den Namen.



Hradisko Dobrotice.

Alle topischen Namen des Grundwortes „dobr“ müssen sonach überall die Anregung geben, die Belege für diese Namengabe nun ernstlich in der Dorfflur zu suchen.

A. Novotný.

M. Žunkovič:

Die Ortsnamen in Albanien.

Eine gewisse Gilde von Journalisten und Sprachforschern *ad hoc* bemüht sich dermalen ostentativ dem präsumtiven Albanien einen uralbanischen Alterscharakter aufzudrücken, was allerdings nur jene faszinieren kann, die von Geschichte nichts wissen oder wissen wollen, namentlich aber von der Sprache der topischen Begriffe daselbst keine Ahnung haben. Die älteste Namenskunde wie die Sprache und Bedeutung der topischen Begriffe daselbst sagt aber das gerade Gegenteil, und beweisen dies auch die Vorgänge der jüngsten Zeit-epoche.

Da ist vor allem der einstige österreichische Generalkonsul von Skutari, Theodor Ippen, der in den „Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft“ (Jahrgang 1904) das k. u. k. Militärgeographische Institut (Wien) deshalb besonders hervorhebt, weil es die slavischen Ortsnamen Albaniens in der Generalkarte 1:300.000, in der jüngeren Ausgabe 1:200.000 schon eliminiert und überall durch die landesübliche albanische Bezeichnung in richtiger Form ersetzt hat. Dasselbe geschah mit den griechischen Namen. Ippen ist auch mit der weiteren Anführung der türkischen Namen nicht zufrieden, denn er meint, dass solche in Albanien gar nicht vorkommen, und wenn ja, so seien es nur irrige Übersetzungen, welchen echte albanische Namen durch türkische Behörden unterlagen. Eine analoge Entstehung haben angeblich die italienischen Ortsnamen daselbst.

Einige Berechtigung hat diese Behauptung allerdings: man ging nämlich mit den altherkömmlichen Ortsnamen hier genau so vor, wie ansonsten deutscherseits: man übersetzte sie gelegentlich, wenn man sie verstand oder zu verstehen glaubte, oder man verstümmelte sie durch Anpassung an die eigene Sprache oder Sprechweise, ansonst blieb aber alles in der alten Verfassung, denn dass der Grundstock aller topischen Begriffe Albaniens von den Illyrischen Slaven des Altertums herrührt, steht über allem Zweifel, und mögen diese positive Behauptung nachstehende typische Beispiele erhärten.

So gibt es z. B. um das heissumstrittene „albanische“ Skutari (Skadar, Skodra) nur fortifikatorische Vorwerke mit Namen rein-slavischer Genesis, denn „Taraboš“ bedeutet: Einfriedung („tarabe“ = Zaun, Palisaden); „Bardanjol“: Schutzpunkt („varda“ = Wache, Wachthaus); „Brdica“ = Umzäunung (vrt = Zaun, umzäunter Raum); „Obora“ = Umwallung (oboriti = ringsum befestigen) usw. Ein übereifriger Enthusiast für das „albanische“ Skutari fand sogar heraus, dass „Mali Bardanjol“ sprachlich albanisch sei, denn „mali“ sei hier nicht identisch mit dem slavischen klein, sondern habe im Albanischen die Bedeutung: Berg. Nun, dem steht gegenüber die Tatsache, dass sich dort auch der „Grosse Bardanjol“ befindet; das Attribut „Gross“ und „Klein“ kann sich daher hier wohl nur auf die Höhenrelationen oder auf den taktischen Wert der beiden Höhen beziehen. In der Ursprache bedeutet aber „mal“ auch nicht „klein“, auch nicht „Berg“, sondern Grenze oder Grenzgebiet.

In weiterer Nähe von Skutari finden sich gleichfalls nur rein-slavisches Ortsnamen vor, wie: Štitar (= Schutzpunkt; eine Burgruine), Spasari (= Zufluchtsort, d. i. „spas“), Gredištar, Crveni kamen, Drač (wiederholt), Mali barz (= Mali var), Gorica (oftmals), Spasit, Vranc (Branci), Velja, Drin, Drinača, Varoš u. ä.

Dies alles sind jedoch Namen aus dem nördlichen Albanien, die man allenthalben als von den Serben beeinflusst ansehen könnte. Doch auch die neuen Generalkarten von Durazzo und Elbassan weisen noch immer zahlreiche slavische Ortsnamen auf; woher sind denn diese gekommen oder weshalb haben sie sich nach der Berichtigung noch weiter erhalten, wenn daselbst von altersher alles so ausgesprochen „albanisch“ ist? Sind nachstehende topische Namen, die man ansonst gleichfalls überall findet, auch albanisch, wie: Gabrova, Kamnica, Červeni, Goričanu, Gurza, Boka, Kosovo, Čirma, Kazi, Žabjak, Žarneč, Kula, Straž, Vojvodani, Zelenik, Duža, Graždani, Lozani, Banja (Schwefelquelle), Gorica, Vodica, Vojan, Gradišta, Berat (slavisch Beligrad mit der Umgebung: Gorica, Dušnika, Bragas, Starovo, Velebište, Breštjani, Gorjan, Bisrovica, Morava), Mali Černika, Borova, Bregu, Livadi und hunderte anderer, die alle nur jenen Gebieten entnommen sind, welche heute als rein und ungemischt albanisch angesehen werden? Anerkannt slavische Gebiete Albanien wurden aber hier überhaupt nicht einbezogen. Will man daher alle diese Namen „albanisch“ machen, so wird man die Karten noch etliche Male ändern müssen, und nehme man sich hiezu vielleicht die Magyaren zum Muster, die gewiss die Nostrifizierung von Ortsnamen verstehen, wie sonst niemand! Vielleicht täuscht man sich auf diese Art doch noch leidlich hinweg, dass jene Gegenden einst von Originalslaven bewohnt waren, da dies einstweilen so störend wirkt.

Übrigens hat das albanische Idiom, trotz der geringen Verbreitung, eine Menge durch das Slavische, Italienische und Griechische beeinflusster Dialekte, daher man eigentlich gar nicht weiss, welcher der albanische par excellence ist; und diese haben auch schon die vorgefundenen slavischen Namen genügend korrumpiert oder ihrer Eigenart angepasst; so spricht der Albaner z. B. das slavische „Crmljan“ als „Semian“, „Račkovce“ als „Račoc“ aus.

Es wäre daher sehr angezeigt, die heutigen reinen oder noch nicht bis zur Unkenntlichkeit entstellten Ortsnamen auf dem albanischen Territorium wissenschaftlich noch in genaue Evidenz zu nehmen, denn die Zukunft dürfte da in rücksichtslosester Weise die Originalität der topischen Namen daselbst mit Vorbedacht weiter unkenntlich machen und auf diese Weise die etymologische Entkernung derselben für die Zukunft noch schwieriger gestalten. Dass sich die massgebenden Kreise weiter um die Erhaltung der sprachlichen Kulturdenkmäler oder gar um die Konservierung der historischen Namensformen daselbst kümmern könnten, wird wohl nach den gegebenen Erfahrungen niemand erwarten oder voraussetzen, da hiezu

nicht nur der Wille, sondern auch das Verständnis fehlt. Zu einer Akademie aber, die eine Art slavisches Sprachmuseum wäre, haben es die Slaven leider noch immer nicht gebracht, da bisher die Erkenntnis für die grosszügige Auffassung der slavischen Sprache, Geschichte und Kultur vollends mangelte.

Um unseren Behauptungen nur einen kleinen Beweis der vollen Berechtigung anzufügen, seien hier einige abenteuerliche Blüten der „Albanesenkunde“ erwähnt, wie solche z. B. Robert Müller („Wiener Mittags-Zeitung“ vom 26. September l. J.) in einer Form bietet, als würde sich ihm tatsächlich um eine ernste Wissenschaft handeln; hiebei muss er aber gar nicht gefühlt haben, dass er mit seiner verworrenen Logik dem logisch Denkenden gerade das sagt, was er mühevoll verhüllen will, d. h. er fand in den Albanern die Nachkommen der alten Illyrer, er verschweigt aber weislich, dass die alten Illyrer Slaven waren. Er setzt die Slaven nach Kräften herab und wirft hiemit, nachdem er den Albanern tüchtig Weihrauch streut, zum Schlusse diesen unbewusst selbst das Rauchfass an den Kopf. Er sagt unter anderem:

„Es hat lange gebraucht, bis man zu der Erkenntnis eines illyrischen Urvolkes durchdrang. Heute liegt die Vermutung nahe, dass die Illyrer bei der Blutbildung aller historisch wichtigen Rassen zur Synthese der kulturtragenden Typen beigetragen haben. Es gibt und gab eine Menge merkwürdiger Völker in Europa, die einesteils numerisch sehr unansehnlich, kulturell andererseits hervorragend keimtragend gewesen sind, über deren letzte ethnographische Zugehörigkeit aber die Gelehrten sich nicht einigen können. Der intuitive Gedankensprung einer Zusammenfassung auf die illyrische Grundeinheit liegt nahe und wird vorläufig von keiner Tatsache weder bestätigt noch geleugnet. In dem Hinterlande nordöstlich der Adria lebt noch heute der Stamm der Rhäten und Furlaner. Von diesen ist es sicher, dass sie physiologisch ein keltisch-illyrisches Grenz- und Übergangsvolk sind und waren. Ein anderes Problem geben die Etrusker auf, die Stammväter der Römer, die alten Tusker im heutigen Toskana. Sie hatten eine Schrift und Sprache, die nicht die später römische war. Eine zweiseitige Auffassung leitet sie, die sich auch Raseni hiessen, einmal von den Rhäten, also Illyrern ab, ein andermal von den Tyrrhenern, d. i. den Pelasgern des alten Hellas, die vor und neben eigentlichen Hellenen beglaubigt sind. Die Rasener müssten über Land, die Tyrrhener als Piraten eingewandert sein, eine Funktion, die ihrem Wesen als illyrisches Volk entsprochen hätte. Denn die Annahme, dass der Stamm der Pelagesier oder Pe-

lasger, d. h. der Meerbefahrer, nichts anderes denn das europäische Grundvolk der Illyrer gewesen sei, gewinnt nach den neuesten Forschungen immer mehr an Raum. Zieht man als letzte Linie in dieser Berechnung die jüngste Anschauung von Wilamowitz-Möllendorf hinzu, so ergibt sich ein überraschend einfaches Resultat. Nach Wilamowitz-Möllendorf sind auch die alten Dorer nur ein hellenisiertes Illyrer-mischvolk gewesen, die Synthese eines ausserordentlich kriegerischen und eines im wesentlichen künstlerischen Volkes. Die harte und kriegerische Gesittung der Dorer, deren Kultur nichts als ein grosses System des Kriegsspiels war, findet hier eine zufriedenstellende Erklärung. Weitaus wahrscheinlicher aber ist die Annahme, dass auch die pelasgische Urbevölkerung Griechenlands aus Illyrern bestand. Da ausser den Illyrern keine andere zusammenhängende Rasse am Balkan nachgewiesen werden kann, die Lebensfähigkeit aber, wenn man sie als autogen annimmt, numerisch so schwacher Rassen den damaligen Verhältnissen entsprechend unfassbar ist, so liegt der gerade Schluss vor, dass alle die undefinierbaren Rassen im Süden Europas, so weit sie nicht Heilenen und Italer waren, nur Stämme einer einheitlichen illyrischen Rasse gewesen sind. In den Tugenden der etruskischen Römer und Dorer, die einander ähnlicher sind als Dorer und Jonier im engeren Kreise, ist also vielleicht die spezifisch kriegerische Initiative des alten Illyrers zu erkennen.“

Zum Schlusse stellt Müller noch den überraschenden Satz auf, die Albanesen seien die überlebenden Ureuropäer, was nach der allgemeinen Hypothese allerdings stimmt, denn die Illyrer können füglich in erster Linie als ein Urvolk angesehen werden, da ihr Volksname schon an 1100 Jahre v. Chr. festgelegt ist. Desgleichen ist Müllers Behauptung, die alten Griechen seien auch Illyrer gewesen, begründet, denn jenes Volk, das einst seinen Gebirgen, Flüssen, Ansiedlungen u. dgl. auf dem Peloponnes slavische Namen gab, wie: Zavica (Savica), Opsina (Opčina), Cerniza, Grebeno, Chelm, Dragalibo, Ezero, Vardunia, Vardonica, Sela, Selica, Brinda, Varsova, Chlumuca, Kosovo, Polovica, Gorica, Krivica (Grivica), Kaminica, Straz (Straža) u. ä., war jedenfalls kein exotisches oder albanesisches im heutigen Sinne, sondern tatsächlich ein illyrisches, d. i. mit den Slaven identisches Volk, was nur besagt, dass die Albaner, Illyrer, Kelten, Etrusker usw. dasselbe europäische Urvolk mit diesen Untertiteln waren, die man aber heute eben kollektiv als Slaven benennt.

Müller weiss aber noch mehr; er sagt auch: „Die Sprache der Albaner gehört, wie jene der Kelten, Italer, Hellenen und Germanen zu den vokalisch wohl lautenden; weitaus fremder wirkt der slavische Konsonant.“ Dies Urteil bezog Müller zum Teile wohl aus

dem Jenseits, denn wir haben doch keine Phonogramme aus der alten Zeit; überdies ist es höchst widersinnig, bei der Beurteilung mehrerer Sprachen hier die Vokale, dort die Konsonanten als Massstab anzusehen; nebstbei muss der Verfasser überhaupt keine slavische Sprache kennen, wenn er so urteilt, sowie auch kein Gehör für die deutsche Sprache haben, sofern er z. B. in den deutschen Wörtern: nichts, stracks, Strunk, stampfst, strotzst u. ä. etwa vokalischen Wohlklang empfindet.

Es ist auch nichts leichter, als den deutschen Lesern über die Slaven jedes beliebige Märchen zu erzählen, weil sie von der slavischen Wissenschaft nichts wissen und sich hierüber auch nicht belehren lassen wollen; und doch wäre gerade die gründliche Kenntnis der geistigen Relationen der Völker eines Staates die festeste Brücke zur gegenseitigen Achtung, daher auch zum Völkerfrieden; mit der Fabrikation wissenschaftlicher Lügen wird hingegen die Sache nur noch trostloser. —

Zum Schlusse sei hier noch die Etymologie der Bezeichnung „Albaner“ und des Namens „Skutari“ dargelegt.

Die Albanesen belegen sich selbst durchaus nicht mit diesem Namen, sondern sie sagen immer: ich bin ein „arbanaš“; und dieses Wort ist selbst aus dem slavischen „arvati, rvati“ hervorgegangen, das kämpfen, raufen bedeutet; der „arbanaš“ ist sprachlich daher dasselbe wie „Hrvat“, d. i. Krieger, Kämpfer.

Dasselbe gilt betreffs der Stadt Skutari, welche die Slaven als Skadar (früher Skodra) bezeichnen. Das Grundwort ist „kotar“ (auch „kotor“), d. i. Kreis, Bezirk, Umgrenzung, wie der Bezirk im Serbo-kroatischen eben im allgemeinen heisst, und wiederholt sich dieselbe Regel gleich wieder beim benachbarten Cattaro, slov. Kotor; das Präfix „s“, womit der Slave immer eine gewisse Abgeschlossenheit hervorheben will, bildete sich jedoch allem Anscheine nach, als Skutari zu einer zentralen Festung wurde, daher von da an „Skotar“ lautete. Im allgemeinen bezeichnet das slavische „kot“ den Winkel, die Grenzecke; im Französischen ist „cote“ = Küste, Ufer, im Italienischen „coda“ = Ende; der Begriff „Hotterhaufen“ bezeichnet im Deutschen das meist aus Klausteinen errichtete Grenzzeichen. Im Albanischen bedeutet jedoch „kodra“ = Hügel im allgemeinen; betrachtet man aber die Karte, so fällt es auf, dass so bezeichnete Höhen immer an Grenzen politischer Richtung liegen. — Ein Vorwerk der alten Festung Alessio (Lješ) heisst der geschilderten Sprachgenese nach daher auch nicht „Skodra“, sondern nur „Kodra“. Den Grenzcharakter dieses Begriffes bestätigt auch die russische

kleine Münze „kodrant“, d. i. die Zolltaxe bei der Grenzpassierung, welche sprachliche Bildung doch die meisten Münzen niederer Werte aufweisen.

Die Slavizität Skutaris bezeugt auch der Umstand, dass sich dort schon im Jahre 1560 eine glagolitische Buchdruckerei befand, die allerdings sehr bald durch die türkische Roheit und Bildungsfeindlichkeit vernichtet wurde. Von den daselbst gedruckten Werken haben sich eine Fastenhomilie und ein Pentekostar noch als Inkunabeln (Wiegen-, Erstlingsdrucke) erhalten.

Spricht daher heute jemand davon, dass die Serben in Albanien die Ortsnamen slavisieren, so weiss er eben nicht, dass diese Namen an sich fast durchwegs slavisch sind, und dass die Serben eben nur die Originalnamen gebrauchen; drängt aber jemand dahin, dass die Kartenerzeugung die Originalnamen albanisiere, so mag dies vom politischen Standpunkte hingenommen werden, denn Ähnliches wiederholt sich anderswo auch, aber vom Standpunkte der Geschichte und Sprache als Wissenschaft ist dies eine offene — Barbarei. —

Slavische Geschichtsquellen.

V. Eine kroatische Chronik aus dem XI. Jahrhundert.

Mitgeteilt von Dr. Fr. Pŕikryl.

(Schluss.)

In dieser Zeit kamen auch Gesandte vom Kaiser Michael,⁵¹⁾ welche mit grossen Ehren empfangen wurden. Unter den Versammelten waren verschiedene Völkerschaften⁵²⁾ vertreten. Mit ihnen begann der gute König nun den heiligen Unterricht, und widmete den Satzungen zwanzig Tage, von denen er durch acht Tage nichts als den kirchlichen Standpunkt, das zur Kirche Gehörige, die bezügliche Ordnung Schaffende und den Weg zur Erlösung Vorbereitende besprach.

⁵¹⁾ Michael III., mit dem Beinamen der Trunkenbold, regierte von 842—867 in Konstantinopel. Diese Angabe stimmt wieder vollkommen zu den sonstigen Zeitdaten. Es scheint daher, dass Dukljanin doch eine ältere Vorlage hatte, die entweder er selbst falsch interpretierte oder irrtümlich berichtigte, oder aber enthielt diese selbst geschichtlich falsche Angaben.

⁵²⁾ »Jazik« bedeutet in der altslavischen Kirchensprache so viel als »narod«, d. i. Volk, womit nur festgelegt wird, dass man damals alle, die dieselbe Sprache sprachen, als ein Volk ansah.

Vier folgende Tage las er die alten Privilegien, die aus Rom gebracht wurden, u. zw. sowohl die griechischen, sowie jene aller Königreiche und Herrschergebiete der kroatischen, küstenländischen und zagorski-schen Sprache. Da hörte nun einmal das Volk, wie die alten vom Papste und Kaiser gesendeten Privilegien aller Länder lauten, wie ein Land vom anderen abgetrennt ist, wie ein Land im Vergleiche zum anderen, ein Volk vom anderen und ein Königreich vom zweiten geehrt wird.

Nachdem sie dies alles verstanden, war der König darüber sehr erfreut, sowie auch alle, die dort vereinigt waren. Die Kardinäle und Bischöfe weihten⁵³⁾ nun mit Willen des Volkes den König, bestätigten



Ausgegrabene altchristliche Denkmäler in Salona.

ihn in der Königswürde und befahlen allen ihm unterstellten Ländern dem Willen des Königs und seinen Nachfolgern gehorsam zu sein.

Hierauf wurden Erzbischöfe und Bischöfe ernannt, geweiht und in die Städte verteilt, ähnlich wie es vor dem Zerfalle war, und in Zukunft sein sollte. So sandten sie zwei Erzbischöfe ab, u. zw. den einen in die schöne aber unglückliche Stadt Solin, von der wenig oder nichts übrig geblieben war, da sie durch die unbarmherzigen Goten niedergebrannt und zerstört wurde,⁵⁴⁾ den zweiten aber nach

⁵³⁾ In der lat. Handschrift: »coronatus more Romanorum Regum«, d. h. er wurde nach Art der römischen Könige gekrönt.

⁵⁴⁾ In der lat. Handschrift erwähnt Dukljanin zwar über derartige Schicksale Solins nichts, obschon es naheliegend ist, dass diese Stadt nicht verschont blieb,

Duklja. Mehrere Bischöfe wurden in die Ortschaften verteilt und den erwähnten Erzbischöfen untergeordnet u. zw. soviel unter jeden, soviel als Kirchen gesperrt und wieder geöffnet wurden, indem den Erzbischöfen und Bischöfen aufgetragen wurde, die Kirchen neu zu weihen.

Auch erliess der König einen strengen Befehl an alle Ortsgemeinden, die Kirche und die kirchliche Sache zu schützen, sowie dass niemand Gewalt übe weder an der Kirche, noch irgendwie an den Mönchen; desgleichen dass niemand eine Gewalt gegen sie habe oder welche Freiheiten, ausgenommen deren Häupter, die Erzbischöfe und Bischöfe. Wer etwas dagegen unternimmt, unternimmt dies gegen den König und die Krone, daher gegen das Königreich. So ordnete er die kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten in gerechter Weise; daraufhin verteilte er das Land im Sinne der zwei erwähnten Privilegien,⁵⁵⁾ setzte die Grenzen fest, sowohl zwischen den Städten und Gemeinden. Er schafft den Städten und Gemeinden Statuten und Gebräuche, verteilt die Wasserbezüge⁵⁶⁾ und ordnet die Einkünfte. Allen Gebieten setzt er die Grenze fest und benannte alles, was von jener Gebirgsseite zum Meere liegt als das „Küstenland“, und alle Flüsse, die von den Bergen des Westens entspringen und zum grossen Flusse Dunaj (Donau) zustreben, bildeten das Gebiet „Surbia“.⁵⁷⁾ Desgleichen teilte er das Küstenland in zwei Teile: er begann bei der Stelle der Stadt Dalma, die von den Heiden zerstört wurde, und im Westen lag, bis zum Orte Valdemin⁵⁸⁾; von Dalma bis Valdemin nennt er es Weiss-Kroatien,⁵⁹⁾ d. i. das tiefere Dalmatien. Das Gebiet von Dalma bis zur Stadt Bandalona,⁶⁰⁾ die jetzt Drač⁶¹⁾ heisst,

denn wie die beige-schlossene Illustration, die einen Teil des ausgegrabenen altchristlichen Friedhofes und der ersten Basilika zeigt, liegt da offenkundig eine gewaltsame Zerstörung vor.

⁵⁵⁾ Hier werden ausdrücklich zwei Privilegien genannt.

⁵⁶⁾ Es zeigt von grosser organisatorischer Klugheit die verfügbaren geringen Wasserressourcen, die im Karstgebiete stets eine vitale Frage bedeuten, von vornherein zuzuweisen, weil sonst Unfrieden und Kämpfe unvermeidlich sind.

⁵⁷⁾ In der lat. Handschrift: Sumbra.

⁵⁸⁾ In der lat. Handschrift: Valdevin. Vermutlich zu beziehen auf »Zavalja« an der Una (nächst Bihać).

⁵⁹⁾ »Weiss-Kroatien« ist jedoch eine falsche Etymologie, denn das Bestimmungswort ist nicht »bela« (weiss) sondern »vela«, also: Gross-Kroatien in richtiger, sprachlogischer Auffassung. Ein Teil von Dalmatien hiess auch »Crvena Horvatska«, d. i. Grenz-Kroatien (nicht »Rot-Kroatien«), also die Gebiete längs der Meeresküste.

⁶⁰⁾ Bandalona dürfte eher mit Valona identisch sein.

⁶¹⁾ Drač gehörte sonach einst zu Dalmatien. Der alte römische Name war »Dyrrachium« (it. Durazzo); »Drač« selbst bedeutet etymologisch: Kampfplatz.



nennt er das untere Dalmatien,⁶²⁾ auch Durbija, was nebstbei mit Zagorje⁶³⁾ identisch ist. Aber auch dieses teilt er in zwei Teile, beginnend an der nördlichen Seite des Drin,⁶⁴⁾ der gegen Westen fließt, bis zum Morava-Gebirge, und nennt sie: Bosnien; was zwischen dem Drin und der Lipa⁶⁵⁾ liegt, nennt er: Raška zemlja.⁶⁶⁾ Bei jedem Gebiete bestimmt er die Grenzen und in jeder Stadt daselbst setzt er einen „ban“,⁶⁷⁾ in mancher einen „duž“ ein. Jeder dieser „bani“ wie „duži“ musste von vornehmer Geburt sein; diese wählen sich hingegen wieder „knezi“⁶⁸⁾ aus ihrer Familie. Sie ernennen weiter die „satniki“,⁶⁹⁾ welche 100 Wehrfähigen vorstehen; diese „satniki“ sind Krieger aus der betreffenden Provinz. Jeder „ban“ erhält sieben „satniki“, welche gemeinschaftlich mit dem „ban“ dem Volke Recht sprechen; den „duži“ wie „hercezi“⁷⁰⁾ sind für die Rechtsprechung im Volke fünf „knezi“ beigegeben.

Ebenso wurden zugleich die Ehren und Einkünfte den Banen, Herzegen, Knezen und Hauptleuten vorgeschrieben, sowie bestimmt, dass jeder Knez einen Hauptmann heranziehe, denn ohne die Einhaltung der erwähnten Vorschrift ist kein Urteil rechtsgültig.

Weiters wurde festgesetzt, dass jeder Richter dem Könige ein Drittel der Einkünfte abzuführen habe, um ihn als Herrn anzuerkennen und dass er König aller sei, jene aber jeder für sich; dann dass

⁶²⁾ Die genauen Unterschiede zwischen »rižja« und »donja Dalmatia« sind sprachlich schwer hervorzuheben, da es eben Eigennamen sind.

⁶³⁾ Zagorje war ungefähr das Gebiet von Peč (Ipek), Djakova, Prizren, Verisović und Priština, also etwa von der Šar- bis zur Kosnica planina.

⁶⁴⁾ Drin (es gibt am Balkan eine Unmenge von Flussnamen dieser Wurzel) entspringt eben nördlich Peč, fließt gegen Prizren immer südlich und wendet sich erst dann gegen Westen.

⁶⁵⁾ Lipa (in der lat. Handschrift »Lapia«) ist identisch mit dem heutigen Lab, der das Kosovo polje durchfließt.

⁶⁶⁾ Raška zemlja war das Gebiet im heutigen Vilajet Novi pazar, sonst in der Geschichte als »Rascia« (mit der alten Burg Ras) bekannt.

⁶⁷⁾ »Ban« hatte damals die Bedeutung, wie heute Kreisvorsteher, da er sieben »satniki« mit etwa 700 Waffenfähigen unter sich hatte.

⁶⁸⁾ »Knez« ist gleichbedeutend mit Richter oder Ortsvorsteher; in der lat. Handschrift heisst er »jupanus«, also »župan«.

⁶⁹⁾ »Satnik«, d. i. Befehlshaber von 100 Mann, also gleichbedeutend mit dem heutigen Hauptmann, der im Slavischen noch immer als »setnik, stotnik« bezeichnet wird.

⁷⁰⁾ »Herceg«, gewöhnlich »erceg« geschrieben oder genannt, entspricht etwa dem heutigen Bezirksvorsteher, avancierte daher erst im Deutschen zu »Herzog«. Die Sitze solcher heissen heute noch häufig »Erceg« und lassen sich diese ebenso nach den Ortsnamen festlegen, wie die mit »ban« gebildeten Ortsnamen: Banja Bistrica, Banj dol, Banjkovac u. ä., daher man aus den Ortsnamen die einstigen Kreis- und Bezirksorganisationen noch vielfach rückkonstruieren kann.

der König das Haupt und Ältester über alle ist, und dass alle die Gebote des Königs anerkennen.

Überdies schuf er eine Menge guter Gesetze, ohne dass man darüber weiter spricht; denn wenn einer durchaus wissen will, wer alles ausführte, wer die Grenzen bestimmte, wer den Ländern die Namen gegeben, die Bücher beschafft, die den Kroaten geblieben und bei ihnen zu finden sind; er nennt sich: Methodios.⁷¹⁾

Als nach diesen Einrichtungen die Kardinäle, Bischöfe und kaiserlichen Gesandten sahen, dass sie alle vom wohlwollenden Könige und dem heiligen Volke stammen, nahmen sie Abschied und zogen unter grossen Ehren und beschenkt ab.

Später gingen auch die eingesetzten Hercegs, Bani, Knezi und Hauptleute, die hiezu auserwählt wurden, wie auch das ganze Volk mit Willen des Königs auseinander und begaben sich nach Hause in ihre Heimat.

Der gute König regierte dann noch 40 Jahre und 3 Monate mit Willen jenes, der alles vermag. Er bekam in seinem Alter einen Sohn, und starb am siebzehnten Tage darauf, am 9. des Monats März, und wurde in der Kirche der gebenedeiten heiligen Maria in der Stadt Duklja mit grossen Ehren und unter Tränen des ganzen Volkes begraben. Seit jener Zeit kommen noch an vielen Tagen um ihren guten Herrn Weinende zur Kirche.

Das Kindlein, dem der Name Svetolik beigelegt wurde, ward zum Könige und Herrn ausgerufen, gekrönt und gesalbt von den Erzbischöfen in jener Kirche der hl. Jungfrau, wo der Vater begraben liegt. Das wachsende Kind folgte den Gesetzen des Reiches seines Vaters; es zeigte ebenso wie der Vater, Gottesfurcht, und hielt die Gesetze Gottes ein.

Er hatte mit 17 Jahren und 7 Monaten einen Sohn, dem er den Namen Stipan Vladislav gab. Nach Ablauf eines Jahres starb der König. An Vaters Stelle trat nun sein Sohn Vladislav die Regierung an. Er war sehr tapfer und von kräftigem Körperbau, doch folgte er seinem Vater weder in der Regierung, noch in den Gesetzen Gottes auf gleichem Wege. Er hatte auch einen Sohn. Der so ungerecht wie auch gegen die Gebote Gottes Regierende ging eines Tages auf die Jagd, da er leidenschaftlich jagte. So geschah es mit Willen Gottes, dass der Jagende ein Wild auftrieb und es verfolgte. Doch das Pferd

⁷¹⁾ Hier wird plötzlich Methodius († 885), der Bruder Cyrills, genannt, weil er die Arbeit seines 16 Jahre früher verstorbenen Bruders fortsetzte und der Inspirator des Königs gewesen zu sein scheint.

trug ihn über eine Grube; er fiel in dieselbe, erschlug sich und wurde tot herausgezogen.

An dessen Stelle begann nun sein Sohn, namens Polislav,⁷²⁾ zu regieren. In der Zeit, als Polislav regierte, herrschte im Königreiche Ungarn ein König, namens Attila.⁷³⁾ Dieser sammelte ein Heer und zog mit diesem gegen den König Polislav. Dieser war jung und kampfgewöhnt. Die beiden kämpften oft untereinander, wobei jedesmal Attila unterlag, daher er floh, als er sich nicht mehr entgegenstellen konnte.

Polislav hatte eine Tochter, die zwei Söhne hatte. Er herrschte 17 Jahre. Im 17. Jahre starb er in grossem Ruhme, worauf der ältere Sohn (der Tochter) an Stelle seines Vaters die Regierung übernahm. Dieser hiess Sebislav. Zur Zeit seiner Regierung trat gegen ihn wieder jenes Gotenvolk⁷⁴⁾ auf, das die Stadt Skadar besetzte. Als Sebislav dies vernommen, sammelte er eine grosse Zahl von Kriegeren und zog in die Stadt auf ihr Lager los. Er vernichtete da eine grosse Zahl der Goten mit dem Schwerte; viele wurden gefangen, viele erschlagen und das Heer insgesamt zerstreut.

Als der ungarische König Attila hörte, dass die Goten gegen Sebislav aufgetreten seien, zog er in dessen Hauptstadt, beutete sie voll aus, brannte sie nieder, zerstörte den grössten Teil davon und kehrte rasch wieder in sein Königreich zurück. Als zu Sebislav die Kunde gelangte, dass Attila vor seiner Hauptstadt sei, machte er sich rasch auf und zog gegen ihn. Hier sah er, dass jener nach dem Beutemachen und Niederbrennen schon abzog, denn sobald Attila vernahm, dass Sebislav die Goten schlug, musste er annehmen, dass auch ihm dasselbe zuteil werde, daher er floh, die Ankunft Sebislavs nicht wagend und nicht wartend, bis sich die Stadt wieder aufrichte und fülle.

Sebislav erhielt später zwei Söhne, namens Razbivoj und Vladimir. Er regierte 24 Jahre und starb. Es blieben für sein Königreich die zwei Söhne Razbivoj und Vladimir zurück. Der ältere, Razbivoj, wollte nun das Königreich teilen und gab dem Bruder den oberen Teil, d. i. Zagorje, auch Dubria genannt, das gegen den Dunaj zu liegende Land, dann Bugare, wie man es jetzt nennt, bis zum Pounje polje.⁷⁵⁾ Sich selbst nahm sich Razbivoj das küstenländische Königreich.

⁷²⁾ In der lat. Handschrift: Thomislaus.

⁷³⁾ »Attila« war vermutlich nur ein Funktionsname.

⁷⁴⁾ In der lat. Handschrift heissen sie »Graeci«, also Griechen.

⁷⁵⁾ P-o-U-n-j-e, d. i. das Gebiet an der Una.

Vladimir heiratete die Tochter des ungarischen Königs,⁷⁶⁾ worauf ein fester Friede entstand. Vladimir hatte Söhne und Töchter; hingegen starb Razbivoj, 12 Jahre regierend, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Da kam Vladimir, übernahm das Königreich und herrschte im Königreiche Zagorsko 20 Jahre und im Küstenlande 8 Jahre, worauf er starb.

An des Vaters Stelle trat die Regierung sein Sohn an und vereinigte wieder die Königreiche, wie es ehemals der Fall war. Seine Herrschaft behagte aber den unteren Kroaten nicht, daher sie sich von ihm lossagten. Der König sammelte nun ein Heer, hauptsächlich aus Istrien und dem oberen Bosnien, und zog gegen sie. Aber auch die anderen zogen aus und erwarteten ihn am Hlivanjsko polje⁷⁷⁾, wo es zwischen ihnen zu harten Zusammenstößen und Kämpfen kam. Nach mehrfachem Kampfe wurde zuletzt der König Kanimir⁷⁸⁾ erschlagen.

An dessen Stelle trat nun sein Neffe, namens Kristivoj.⁷⁹⁾ Dieser regierte nun in seinem Königreiche; er hatte Söhne und Töchter und starb im noch nicht vollendeten 23. Jahre seiner Regierung. An seine Stelle trat sein Sohn Tolimir.⁸⁰⁾ Während seiner Regierung blieb das ganze Land in Freuden. Er hatte Söhne und starb im 17. Jahre seiner Regierung. An dessen Stelle trat sein Sohn Pribislav,⁸¹⁾ der seinerzeit viel Böses beging. Bei seinen Lebzeiten empörte sich das Land⁸²⁾, denn es konnte dessen Frevel und Schändlichkeiten nicht vertragen. Der König Pribislav wurde erschlagen und dessen Körper in den Fluss geworfen. An dessen Stelle wurde sein Sohn Cepimir gesetzt.

Nach Übernahme der Regierung, sandte er nun seinen „ban“ und nahm viele Bosnier, die Schuld trugen an dem Tode des Königs, seines Vaters, gefangen, und liess sie durch einen schlimmen Tod hinrichten.

76) Vladimir heiratete die schöne Kočarovna, die Tochter des bulgarischen Zaren Simeon, der in Ochrida sass; es muss also hier ein Schreib- oder Lesefehler vorliegen. Der Umstand aber, dass er mit den Ungarn im Felde stand und hierauf Ruhe eintrat, lässt erwägen, ob er nicht zweimal heiratete.

77) Nordöstlich von Salona.

78) Kanimer, in der lat. Handschrift »Charanimir«, war eben der Sohn Vladimirs.

79) In der lat. Handschrift: Tvrdoslav.

80) In der lat. Handschrift: Ostrivoj.

81) In der lat. Handschrift: Predislaus.

82) In der lat. Handschrift: Magnates Bosnae, also die bosnischen Edelleute.

Zur selben Zeit, als Cepimir⁸³⁾ regierte, erschienen Leute, Nimci⁸⁴⁾ mit Namen, von der Zvizda⁸⁵⁾ her, nahmen Istrien ein und begannen in Kroatien einzudringen. Als König Cepimir dies vernommen, sammelte er ein grosses Heer, suchte aus demselben die tapfersten Leute heraus, und machte Kriegsabteilungen daraus. Nun bereiteten sich beide Teile zum Gefechte und Kampfe vor und schlugen sich viel. Zulezt brachte Cepimir die Nimce und deren Scharen unter das Schwert, vertrieb sie und vernichtete sie im ganzen Lande.

Hierauf sandte der „duž“ des Nimci-Gebietes Gesandte zum König Cepimir, er möge seine Tochter dessen Sohne, namens Staozar⁸⁶⁾ geben. Dies sagte dem Könige zu, denn der „duž“ war zugleich der Herrscher jenes Landes. Die Hochzeit wurde nun vorbereitet, worauf sie in Frieden und Eintracht blieben.

Cepimir regierte 25 Jahre und 7 Monate. Als Nachfolger hinterliess er einen Sohn, namens Svetožak. Er begann nun an Vaters Stelle zu regieren und war ein edler und sanfter Herr, ein guter König. Er hatte einen Sohn, namens Radoslav, den er schon zu Lebzeiten zum Könige machte. Er lebte nicht lange, hinterliess Radoslav, der in die Fußstapfen seines Vaters trat und gleiche Güte zeigte; er war für jedes Gute eingenommen.

Dieser hatte den Sohn Sejslav,⁸⁷⁾ welcher der Abtrünnige genannt wurde, weil er der Kirche den Gehorsam verweigerte, seinem Vater die Herrschaft abzunehmen trachtete und eine Menge Unheil stiftete. Der gute König beabsichtigte nun den Sohn zu vertreiben und alle jene, die diesem beistanden. Er sammelte ein Heer, zog und trat gegen die Abtrünnigen auf und vernichtete sie, denn das Land wollte nicht, dass man gegen dessen alten Herrn untreu vorgehe. Der gute König gab nun vielen die Freiheit und verzieh ihnen alles, was sie da verschuldet; etliche, die gefangen genommen wurden, übergab er seinen Rittern zur Dienstleistung. Deshalb zürnte Sejslav seinem Vater, versagte ihm den Gehorsam und zeigte wenig Achtung gegen ihn. Sejslav wendete nun von dem guten Könige ab den „ban“, viele „knezi“, Hauptleute und Ritter, welche aus Furcht vor ihm und wegen

⁸³⁾ In der lat. Handschrift: Crepimirus.

⁸⁴⁾ »Nimci«, kroat. Deutsche, müssen jedoch nicht Deutsche im heutigen Sinne sein; z. B. im Friaulischen ist ein »Njemačko polje«.

⁸⁵⁾ Ein heute unverständlicher Orientierungsbegriff oder Eigennamen; möglicherweise bedeutet es »von Norden her«, d. i. die Bewohner unter dem Polarstern, der immer im Norden steht.

⁸⁶⁾ In der lat. Handschrift: Suechozor; ist also in keiner Form ein annähernd deutsches Wort.

⁸⁷⁾ In der lat. Handschrift: Ciaslaus.

der Gutmütigkeit des Königs zu ihm übertraten. Als er wahrnahm, dass sich alles fürchtet und dass sie ihm gehorchen, empörte er sich, riss die väterliche Herrschaft an sich, vertrieb den guten König, seinen Vater mit Hilfe der unruhigen Kroaten, welche stets besser waren in der Furcht und sanfter unter der Gewalt, als wenn sie einen gutmütigen Herrscher hatten.

König Radoslav flüchtete vor dem Sohne, da ihn dieser verfolgte, und kam so ans Meer.⁸⁸⁾ Dort nahm er wahr, dass der Sohn nahe hinter ihm ist. Als er nun einsah, er könne dem Arme seines Sohnes nicht mehr entgehen, bedauerte er alle jene, die ihn liebten, denn viele „knezi“ und Hauptleute liessen die ihrigen und alles, was sie auf Erden hätten, flüchteten mit ihm und kümmerten sich mehr um ihn als um sich selbst. Als sie nun sahen, dass keine andere Rettung mehr sei, stiessen sie schwimmend ins Meer. So kamen sie auf Pferden zu einem Felsen im Meere, der jedoch nicht weit vom Ufer entfernt war. So retteten sich der König und die Seinigen vor dem Arme des unbarmherzigen Sejslav.

Kurz darauf geht mit Gottes Erbarmen ein Schiff, das aus Pulj⁸⁹⁾ übers Meer, u. zw. am kroatischen Ufer fuhr, vorüber. Alle begannen nun gegen das Schiff hin zu schreien und zu rufen. Als die Seeleute das Geschrei hörten, sandten sie hin, um festzustellen, was das Rufen bedeute. Als sie auf ihr Befragen erfuhren, was geschehen ist, empfanden sie Mitleid, und nahmen den König sowie alle, die mit ihm waren, auf ihr Fahrzeug, bezeugten ihnen alle Ehre und kehrten mit ihnen zurück na Pulj.⁹⁰⁾ — Seither heisst jener Fels, auf den sich jene flüchteten, der „Radosalj-Stein“.

In Pulj angekommen machte sich der genannte König Radoslav mit Allen auf den Weg nach Rom. Sejslav jedoch, von Gott verflucht, kehrte, als er die Flucht seines Vaters übers Meer vernommen, zurück, übernahm das Reich und begann an Vaters Stelle zu regieren.

In jener Zeit lebte ein Jüngling, namens Tehomil, der Sohn eines Popen.⁹¹⁾ Dieser weidete und beaufsichtigte die Schafe irgendeines „knez“ oder „herceg“ in Ungarn.⁹²⁾

⁸⁸⁾ In der lat. Handschrift: in locum, qui dicitur, L a s t a; vermutlich L a s t u a bei Cattaro.

⁸⁹⁾ Slavischer Name für: Pola.

⁹⁰⁾ In der lat. Handschrift: Sypontina.

⁹¹⁾ Im Originale »popović«, also der Sohn eines Popen.

⁹²⁾ Nach Dukljanin hiess dieser Vorname: Budislaus; doch dass er selbst ein Ungar wäre, dies deutet er nicht an, sondern er lebte in Ungarn.

Tehomil war bei seinem Herrn sehr beliebt, denn er war sehr schön gestaltet, gut zu Fusse und sehr flink. Wann immer nun sein Herr auf die Jagd ging, jedesmal rief er Tehomil mitzugehen. Eines Tages schlug Tehomil eine Wachtelhündin, namens Paluša, und obschon er sie nicht so stark schlagen wollte, geschah es, dass er sie an einem solchen Punkte am Kopfe traf, dass er sie an Stelle erschlug. Tehomil flüchtete sich deshalb aus Furcht vor seinem Herrn, denn derselbe liebte unter allen seinen Hunden jene Wachtelhündin, ihrer Verwendbarkeit wegen, am meisten. Tehomil flüchtete zum Könige Sejслав, der ihn freundlich empfing.

Zu jener Zeit sammelte dieser „herceg“⁹³⁾ ein Heer in Ungarn, rückte in Bosnien ein, und plünderte und verwüstete das Land. Als Sejслав dies vernommen, zog er mit grossem Heere gegen ihn und traf ihn in der Županie Drin, nahe des Flusses Drin. Als sie sich stellten, gab es viele Kämpfe, und der erwähnte Tehomil, der sich wie ein Löwe benahm, ja, sich tapferer als die Übrigen verhielt, schlug unbarmherzig drein. Da traf er auf den „herceg“, denn die Ungarn wurden durch einen Sturm zurückgedrängt, hauf ihn zusammen, worauf jener vom Pferde fällt. Tehomil springt hinzu, schlägt ihm den Kopf ab, hebt ihn auf und trägt ihn dem Könige Sejслав zeigen. Auch dieser hat eine Menge da und dort durch das Schwert niedergeschlagen, so dass die Ungarn wehklagen.⁹⁴⁾

Damals gab es viel Jammern seitens der Ungarn, die gefangen waren oder verwundet, brüllend wie Schweine,⁹⁵⁾ lagen. Und der siegende Sejслав blieb da in grosser Freude und verlieh Tehomil die sogenannte „županija Drin“; auch gab er ihm die Tochter des „ban“ von Raška zur Frau und ehrte ihn vielfach.

Als die Frau jenes „herceg“ ihres Mannes Tod erfuhr, begab sie sich zum König von Ungarn und erzählte ihm unter Tränen vom Tode des „herceg“, seines Heerführers und ihres Mannes. Sie bat den König um ein Heer, um die vielen Ungarn und den Gatten zu rächen. Der König sammelte wieder ein grosses Heer, von denen alle gerne auf einen solchen Rachezug gingen, um jener Frau ihren Mann und die vielen erschlagenen ungarischen Ritter zu rächen. Sie übernahm das Heer und führte es in Sejslavs Land; hier fand sie alles in Unordnung, denn niemand wusste von ihr, und als sie zum

⁹³⁾ Dieser »herceg« war zweifellos jener, den Dukljanin »Budislaus« nennt. In der lat. Handschrift nennt er ihn jedoch: *Kiis, princeps Ungaricorum*.

⁹⁴⁾ In der lat. Handschrift wird der Ort des Kampfes als »Civedino« benannt: man glaubt, dass dies Svinjar in Slavonien war.

⁹⁵⁾ Im Originale »prasove« oder »prazove«.

Lager kam, war noch alles auf der Jagd; die Ungarn schlugen nun los auf das Lager und den König; doch eher als er Gelegenheit hatte auf das Pferd zu springen, nahmen sie ihn mit einem bedeutenden Teil seiner Umgebung, da eben alles um ihn herum war, lebend gefangen. Die Frau des „herceg“ befahl ihren Rittern, Sejslav Hände und Füße zu binden. Den so Gebundenen entstellten sie und boten ihn den ganzen Tag bis zum Abend, auf diese Art schimpflich behandelt, jedem Auge frei. Als es im Osten Tag ward, befahl sie ihn in die Save zu werfen.⁹⁶⁾

So vollzog und erfüllte sich an seinem eigenen Haupte der Fluch, begangen an dem guten König, seinem Vater, denn er wie seine ganze Familie ging eines schlimmen Todes zugrunde und nahm ein Ende. So ging Sejslav ins Verderben, er wie seine Seele.

Als der gute und rechtschaffene König Radoslav dieses Geschehnis und den Tod seines nichtrechtschaffenen Sohnes Sejslav und aller Nachkommen erfuhr, dankte er Gott, der gerecht entscheidet, worauf der König unter Segnungen des hl. Vaters, des Papstes, auf seinen Platz zurückkehrte.

Als er wieder unter seine unwürdigen Kroaten als guter Herrscher trat, vergass er alle Vorkommnisse, die sie gegen ihn unternommen, und herrschte so rechtlich, als wäre nie etwas geschehen. Der so Regierende hatte einen Sohn, namens Koloman. Als er starb, übernahm dieser an Vaters Stelle die Regierung in der Weise, wie er es von seinem guten Vater, dem König Radoslav, lernte.⁹⁷⁾ Überdies war er selbst ungewöhnlich gutmütig und so regierte er in der Liebe zum Volke und mit grosser Gerechtigkeit. Er hatte einen Sohn, Krišimir. Nach einigen Jahren starb er.

Ihm folgte sein Sohn Krišimir, den Güte jeder Art zierte und Gottesfurcht erfüllte. Der Regierende hatte einen Sohn, namens Zvonimir. So lebte er 31 Jahre und starb. König ward nun Zvonimir, welcher achtbare König, ein Sohn guter Einflüsse, nun die Kirche sehr zu achten und zu lieben, den Guten zu helfen und die Bösen zu verfolgen begann. Er war bei allen Gutgesinnten beliebt und von allen Bösen gehasst, denn er konnte nichts Böses sehen. Er passte daher nicht für die Kroaten, denn sie wollen nicht durch Güte gewonnen sein, sondern sie sind befriedigter in der Furcht.

⁹⁶⁾ Diese Szene muss sich also nahe an der Nordgrenze Bosniens, soweit diese die Save bildet, abgespielt haben.

⁹⁷⁾ Von hier an weicht unsere Chronik von jener Dukljanins ab, denn letzterer kümmert sich nun wenig mehr um Kroatien, sondern vorwiegend um die nähere Heimat, vor allem die Duklja.

Zu Zvonimirs Zeit war das ganze Land fröhlich, denn es war üppig und mit allem Wohle bedacht; alle Städte waren reich an Silber und Gold. Nicht fürchteten die Armen, dass sie von den Reichen verkürzt werden, oder dass ihnen jemand, wenn er auch nur ein Knecht ist, etwas wegnimmt, oder dass ihnen ein Hoher Unrecht zufügt. Da der König alle beschützte und selbst nichts Ungebührliches besass, liess er es auch bei anderen nicht zu. Damals, unter dem rechtliebenden König Zvonimir, gab es grossen Reichtum sowohl in Zagorje wie im Küstenlande (Primorsko); das Land hatte Überfluss an Gut jeder Art; wie der Schmuck der Frauen oder jungen Leute so auch jener der Pferde war allein mehr wert, als zu anderer Zeit das ganze Vermögen. Das Reich Zvonimirs war voll von Freuden jeder Art; es fürchtete niemanden und konnte ihm auch niemand Schaden zufügen, es wäre denn der Zorn Gottes, der von oben auf ihre Nachkommen gelangen könnte, wie die Schrift sagt: „Die Väter verzehrten saure Trauben, aber erst den Söhnen zog es die Zähne zusammen.“

Aber dieser Vergleich traf auch zu jener Zeit zu. Es geschah nämlich, dass der römische Kaiser mit Willen des hl. Vaters, des Papstes, Boten und Briefe auch an den ehrenwerten und unter den christlichen Königen sehr geachteten König Zvonimir sandte, ihn folgend, wie einen lieben Bruder flehend und bittend:

„Von hier bitten und flehen wir, dass Du bei Dir alle Dir untergebenen Herren des Landes und alles, was Ansehen hat, versammelst. Lies nun in der Versammlung Allen diesen zweiten, Deinem Schreiben von unserer Seite für Eure Adeligen beigelegten Brief vor, indem wir bitten, dass sie uns nach dem Vorlesen eine Antwort geben, und dass sie uns ihren Willen und ihren Entschluss zur Kenntnis bringen, was die Ritter und Barone mit Willen Deiner Oberhoheit beabsichtigen.“

Als nun der gute, edle Zvonimir die Briefe des Papstes und Kaisers erhalten, ordnet er für sein ganzes Königreich gesetzlich eine Volksversammlung an, wonach jeder binnen 25 Tagen daselbst einzutreffen habe. Es kam die Zeit, dass eine grosse Volksmenge kam; das Heer lagerte sich und stellte Wachen aus. Als der festgesetzte Tag anbrach, liess der berühmte und gute König die Briefe des Papstes und des Kaisers der grossen Stadt Rom, mit Willen des hl. Vaters, des Papstes, öffnen, welche besagten:

„Wir bitten unseren Bruder Zvonimir samt dem Adel und dem Volke seines Landes und Königreiches, er möge sich entscheiden und

zugleich mit Hilfe anderer christlicher Herrscher, die gleiche Briefe von uns erhielten, mit uns zu sein. Sie mögen sich ihrem Willen nach entschliessen und uns benachrichtigen, ob sie mit unserer Absicht einverstanden sind, so weit dies mit Willen Gottes, seines Sohnes, der geboren von der Jungfrau Maria, der Qualen litt und Blut vergoss am hölzernen Kreuze, und an demselben ermordet wurde, geschehen kann; dessen Tod die Befreiung des Lichtes und die Erlösung der Väter aus der reinigenden Finsternis bedeutet. Und mit dessen Willen sowie mit Hilfe der an ihn Glaubenden haben wir uns entschlossen jene Stätten zu befreien, in denen er aus Liebe zu uns geblutet hat und wo er seinen Geist dem Vater aushauchte durch die Marter, die Pein und das Grab, in das sein geheiligter Leib gelegt wurde.“

Als dies die von Gott verfluchten ungläubigen Kroaten hörten, die seinerzeit dem bösarigen Sohne behilflich waren ihren guten Herrn, den König Radoslav aus seinem Reiche zu verjagen und mit bewaffneter Hand mit seinem undankbaren Sohne aus dem Lande vertrieben, also als dies die Ungläubigen hörten, da liessen sie die Briefe gar nicht zu Ende lesen und sprangen auf. Statt nun auf die höfliche Bitte des hl. Vaters, des Papstes, und des römischen Kaisers die heiligen Stätten den Heiden zu entreissen und zu befreien, da begannen jene von Gott Verfluchten zu schreien und zu raisonieren gegen den erlauchten König, ihn einstimmig anklagend und herausfordernd, wie die Juden Jesum Christum, wonach er sie aus ihrer Heimat herausbringen wolle, sowie ihre Frauen und Kinder, um mit dem Papste und dem Kaiser jene Stätten wegzunehmen, wo Gott gekreuzigt wurde und wo sich sein Grab befindet. „Was kümmert das uns!“ riefen sie.

Die ungläubigen Kroaten fassten nun einen bösen Gedanken und einen ungerechten Entschluss, indem sie ein hässliches Geschrei begannen und unter sich und den Übrigen revolutionäre und laute Schmähungen verbreiteten. Sie begannen ähnlich zu rufen, wie die Juden gegen Jesus Christus ausriefen, als ihr Oberhaupt⁹⁸⁾ erklärte: „Besser, es stirbt einer, als dass das ganze Volk zugrundegehe!“

Nun begannen die verruchten und ungläubigen Kroaten laut wie Hunde oder Wölfe zu schmähen: „Besser, dass er selbst zugrundegeht, statt dass er uns aus unserem Erblande hinausführt von Gottes wegen, um Anderen so weit Entfernten ein Land wegzunehmen oder andere Städte!“ — So begannen sie nun, ähnlich wie die bellenden Hunde, die gegen die Wölfe losgehen, den guten König Zvonimir,

⁹⁸⁾ Kaiphas, laut Evangelium Johannis (11, 50).

ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, unter Tumult mit Waffen niederschlagen, seinen Körper zu verwunden, und des guten Königs und Herrn Blut zu vergiessen.

Als er nun so verblutend in grossen Schmerzen lag, da verwünschte er die ungläubigen Kroaten und ihre Nachkommen, im Namen Gottes und dessen Heiligen, sowie in seinem und seines unwürdigen Todes Namen, es mögen die Kroaten niemals wieder einen König ihres eigenen Volkes haben, sondern stets einem fremden Volke untergeordnet sein.⁹⁹⁾ So hauchte er, noch todeswund die Kroaten verwünschend, seine Seele aus. Sein Geist ging nun unter der Gnade desjenigen, der alles vermag, dahin, um sich mit den Engeln zu freuen in Ewigkeit.

Als nun König Bela I. von Ungarn vernommen, was in Kroatien geschehen, rückte er eiligst mit einem grossen Heere heran, eroberte das Königreich Kroatien, rächte den Tod des berühmten Königs Zvonimir, und unterjochte die Kroaten, sowie die Königreiche Zagorje, das Küstenland und Bosnien. Sie hatten nun den König Bela zum Herrscher, nachdem sie ihren eigenen ohne Anlass erschlagen hatten. Vom genannten ungarischen Könige wurden nun die Kroaten auf Gnade und Ungnade unterworfen, der auch die Freien zu Knechten machte. Es wurde wahr, wie die Schrift sagt: eine böse Arbeit trägt bösen Lohn. So wurden für ihre Arbeit auch die verwünschten und ungläubigen Kroaten infolge der Sünde, weil sie ihren guten Herrn, den König Zvonimir, ähnlich wie die Juden den Herrn Jesus Christus, vernichtet haben, bezahlt. Und so dienen auch die verwünschten Juden anderen, denn auch sie haben keinen König mehr aus ihrem Volke.

⁹⁹⁾ Dieser Fluch ging zum grössten Teile in Erfüllung. — Der Chronist, der die Situation lediglich von seinem religiösen Standpunkte erfasst, wird aber in dieser Darstellung stark einseitig, denn die Aufforderung allein, sich an dem Kreuzzuge zu beteiligen, hätte ebenso auch ruhig abgewiesen werden können. Es wird da wohl der langgenährte Hass des Adels (vlastelin) zum Ausbruche gekommen sein, der durch die unparteiische Regierung Zvonimirs an Vorrechten und Einfluss einzubüssen drohte. Ebenso mögen religiöse Disharmonien wie auch der Umstand massgebend gewesen sein, dass der Adel sah, wie das Volk im Wohleben, Reichtum und ausschliesslicher Friedensbetätigung an Kriegstüchtigkeit einbüsse; dieser latente Hass gegen den König mag nun zu der für die Zukunft der kroatischen Nation so verhängnisvollen Katastrophe geführt haben. — Ueberdies stellt der kroatische Chronist Ivan Tomašić (1561) jene Vorgänge wesentlich anders u. z. der Wirklichkeit weit ähnlicher aussehend dar.

Der gute König Zvonimir lebte bis zu seiner Tötung 35 Jahre im Königreiche; erschlagen wurde er im Jahre Jesu Christi 1080 weniger ein Jahr.¹⁰⁰⁾ —

F. V. Sasinek :

Alexander der Grosse.

Der berühmteste Eroberer und Herrscher der alten Welt ist ohne Zweifel Alexander der Grosse.

Meine Aufgabe ist es nun nicht seine Kriegszüge zu schildern, sondern nur seine Nationalität zu überprüfen. Da er nämlich in der Geschichtsschreibung Alexander Macedo oder König der Macedonen genannt wird, und die Macedonen doch bis zum heutigen Tage Slaven sind, kann er nur ein Slave oder ein König der Slaven gewesen sein. Man wird allenthalben diese bisher ungehörte Behauptung belächeln, aber alle Umstände geben bei näherer, vorurteilsloser Überprüfung dieser Auffassung recht.

Die Nationalität Alexanders und seiner Macedonier darf freilich nicht unmittelbar unter dem Namen „Sclaveni“ oder „Sclavi“ gesucht werden, da diese ethnographische Bezeichnung zum ersten Male erst im VI. Jahrhunderte n. Chr. auftaucht. Die objektiven Geschichtsforscher können es aber nicht leugnen, dass die Slaven vor dem genannten Jahre schon existierten, wenn auch unter anderen Namen, daher wir für die slavischen Macedonier eben einen zweifellos slavischen Namen erbringen müssen, sofern dieser Name selbst nicht slavisch sein sollte.

Titus Livius erzählt gleich anfangs seiner Geschichte die uralte Sage, Äneas sei nach dem Falle Trojas mit seinen Trojanern, die den Namen „Veneti“ führten, nach Macedonien ausgewandert, und habe sich dort neue Wohnsitze gegründet. In Herodots noch älterer Geschichte lesen wir, dass die Bewohner Trojas nach dem Falle der Stadt durch Äneas bis zum Adriatischen Meere geführt und dort unter dem Namen „Eneti“ (Veneti) angesiedelt wurden.

Da die „Veneti“ in der historischen Zeit ausschliesslich als Slaven bewertet wurden, so ist der Ursprung jener Sagen augen-

¹⁰⁰⁾ Wie bereits erwähnt, starb Zvonimir nicht i. J. 1079 sondern 1095. Historische Tatsache ist aber, dass es i. J. 1079 in Kroatien eine revolutionäre Bewegung gab, deren Anführer der župan Veselin war, da ihn Papst Gregor VII. (1073—1085) selbst zur Einstellung der Feindseligkeiten aufforderte. — Der Chronist Tomašić führt sogar das Jahr 1057 als das Todesjahr Zvonimirs an; welcher Zeitrechnung dieser anhing, ist unklar.

scheinlich ein solcher, wie er sich bei allen Völkern wiederholt: man sah die Veneter, die in Macedonien und Italien sassen, nicht als Stammvolk an, sondern als Einwanderer, denn es liegt einmal im Wesen des Menschen, alles Unerklärliche in weite Fernen zu verlegen. Dass aber Macedonien mit seinen Venetern ein urslavisches Land war, dies erhärtet auch folgende geschichtliche Tatsache. Pomponius Mela (40 n. Chr.), der Herodot (444 v. Chr.) fast wörtlich folgt, schreibt, dass die Thraker zwischen dem Balkan und der Adria, die sich aber eigentlich vom Schwarzen Meere bis zu den Illyrern erstrecken, eine einzige, jedoch in verschieden benannte Stämme zerfallende Nation sind, und hebt namentlich die Macedonier hervor, die von ihren eigenen Königen Philipp († 350) und Alexander († 324 v. Chr.) regiert wurden.¹⁾ Philipp war der Überwinder der Griechen, Alexander jener der Asiaten; deren Feldzüge hat Curtius Rufus ausführlich beschrieben.

Nachdem Philipp die Athener, Illyrer und Lacedämonier besiegte, unterwarf er sich auch die Thraker, seine Nachbarn, bis zum Schwarzen Meere, überschritt dann den Balkan und die Donau und unternahm einen Raubzug nach Scythien (Westrussland und Slovakei), von wo er an 20.000 Knaben und Mädchen, eine Menge Hornvieh, dann Gold und Silber wegführte. Mit dieser Beute an der Donau angelangt, wurde er von den Triballen (Serben) angehalten, die ihm den Durchzug nur bei Beuteteilung zugestehen wollten. Im darauf entstandenen Kampfe wurde Philipp schwer verwundet. Die Soldaten, ihren König tot vermutend, überliessen die Beute den Angreifern und kehrten leer nach Macedonien zurück.

Nachdem Philipp gesundete, zog er abermals mit seinem Sohne gegen die Athener und die mit diesen verbündeten Städte; der siegreiche Feldzug machte ihn nun zum Herrn von Griechenland, woraus hervorgeht, dass er selbst kein Grieche oder früherer Beherrscher von Griechen war; überdies bestellte er Aristoteles, einen Macedonier aus Stagira, der jedoch griechische Bildung hatte, als Lehrer für seinen Sohn.

Nach des Vaters Tode bereitete sich Alexander zum Kriege gegen Darius, den mächtigen König der Perser, vor. Um im Rücken gesichert zu sein, unterwarf er zuvor noch die Triballen und Thraken, sowie die Geten zwischen der Donau und den Karpaten, und zog

¹⁾ Una gens Traces habitant, aliis aliisque praediti et nominibus et moribus. Quidam feri sunt et ad mortem paratissimi Getae utique. Tum Macedonum populi CL urbes habitant. Alumni efficiunt, Philippus Graeciae domitor, Alexander etiam Asiae. (Pomp. Mela, I. 41, 45).

dann gegen Darius. Sein Heer bestand hauptsächlich aus den östlichen, d. i. macedonischen Thraken, da die wortbrüchigen Griechen zu unverlässlich waren. Die Macedonier aber, denen er — bis auf die Militärpflicht — volle Freiheit geschenkt hat, waren seine treuesten Krieger.

Alexander der Grosse war sonach offenkundig kein Grieche, um so mehr als er die wortbrüchigen Griechen doch hasste und auch bekämpfte; ein Römer war er gleichfalls nicht, da die Balkanhalbinsel damals mit den Römern noch in keinerlei Berührung stand; er war also ein Thrake und als solcher daher zweifellos ein Slave.²⁾ Der Name „Alexander“ ist freilich griechisch im heutigen Sinne, denn hochgestellte Personen haben seit jeher ein gewisses exzeptionelles Sprachverhältnis zur Landessprache an den Tag gelegt und sei hier nur an die Bevorzugung des Französischen in den letzten Jahr-

²⁾ Die Albanerenthusiasten haben sogar herausgefunden, dass Alexander d. Gr. ein Skiptetare war. — Nachdem sich heute die Wissenschaft in die Tagesblätter geflüchtet hat, da die Fachzeitschriften kaum jemand mehr liest, ist es notwendig auch solchen Publikationen eine gewisse Beachtung beizulegen. A. Eder schreibt in der Wiener Mittags-Zeitung v. 6. Oktober l. J. folgendes:

»Es gibt merkwürdige Parallelen in der Völkergeschichte. Robert Müller hat unlängst in der »Mittags-Zeitung« einen hochinteressanten Artikel veröffentlicht, der auf die Verwandtschaft und Wesensähnlichkeit zweier Urvölker, der Kelten und der Illyrier (der modernen Albanesen) aufmerksam macht. Dieser Hinweis beleuchtet jäh wie ein Blitzschein tragisches Völkergeschick. In dem unwirtlichen und öden Westen Frankreichs (Bretagne), Englands (Wales), Schottlands (Highland) und in die ärmlichsten Gegenden Irlands zurückgedrängt, sehen wir die hochbegabte und ritterliche Nation der Kelten. Ganz West- und Zentraleuropa war einstmals von ihr erfüllt, die älteste Eigenkultur Europas, die hallstädtische Bronzezeit, war ihr Werk, und heute noch ist ihr Geist der moussierende Champagner in der Eigenart der Franzosen. Auch der witzigste Kopf des modernen Grossbritanniens, Bernard Shaw, ist keltischen Blutes, ein Ire. Und klingen nicht bei der Nennung der Kelten schwermütigbestrickende Melodien auf: »Tristan und Isolde«, Ossians Gesänge, Moores Lieder.«

Und nun ein anderes Volk, ebenso hochbegabt, ebenso ritterlich, ebenso unglücklich: das Volk der Illyrier, der modernen Albanesen. Die ganze nithellenische Balkanhalbinsel bis hinauf zur Drau und zur Donau hatten sie einst inne, der griechischen Kultur schenkten sie ihre tatkräftigsten Verbreiter; Alexander der Grosse und seine Feldherren, die ganz Vorderasien mit Griechentum durchtränkten, waren Mazedonier, ergo thrako-illyrischen Stammes. Es ist historische Tatsache: Alexander der Grosse war ein Skiptetare! Nur ein Skiptetare war eines solchen phänomenalen Elans fähig, nur Skiptetare konnten, eine Handvoll Abenteuerer, im ersten Ansturm die halbe Welt vor sich niederwerfen. Zur römischen Kaiserzeit waren die Illyrier die besten Soldaten des Weltreiches, ein Illyrier, Diokletian, taucht auf als einer der markantesten Herrschernamen Roms« usw. — Im Grossen stimmen demnach unsere Ansichten über die Kelten und Illyrer ganz überein, nur in der Sprachenfrage dürften wir noch einiges einzuebnen haben. —

hundertern kurz hingewiesen; überdies haben wir über Alexander überhaupt nur griechische Quellendaten, die hiebei doch den Namen ihrer Sprache anpassten; der landesübliche Name kann dabei auch Aleš, wie die Slaven Alexander nennen, Oleg, Saša und ähnlich gelaute haben. Hingegen weiss man, dass Alexander seiner Nation treu geblieben ist und die Renegaten geradezu verachtete. Zum Beweise diene nur der Prozess gegen Philotas, dem er vorwarf, dass er die macedonische Sitte und Sprache vernachlässige.³⁾

Es ist schade, dass die alten Schriftsteller keine ausgesprochene Tendenz hatten slavische Namen und Begriffe im Originale anzuführen, wir wissen daher heute nicht, was darunter eigenes und was fremdes Sprachgut ist. Ein Führer hiess z. B. „Belon“; durch seine Tapferkeit erreichte er, trotz seiner niederen Abstammung, eine hohe militärische Stellung. Dieser charaktervolle Macedonier war es auch, der Philotas anklagte, er möge sich als Macedonier schämen, mit seinen eigenen Landsleuten durch einen Dolmetsch zu sprechen.⁴⁾ Alexander mag dies als Macedo-Slaven, der sich sonach mit seinen Leuten immer persönlich verständigte, besonders unangenehm aufgefallen sein.

Nun muss auch noch die Frage, ob die Thraker Slaven waren, einer näheren Klärung zugeführt werden.

Wie bereits angedeutet, taucht der Name „Sclavini“ (bei Jordanes) und „Sclaveni“ (bei Procopius) im Jahre 552 n. Chr. das erstemal in der Geschichtsschreibung auf; bis dahin gebraucht kein Schriftsteller diesen Kollektivnamen, weil da eine Unmenge von Detailnamen die grosszügige Auffassung trübte. Und doch schreibt schon Herodot (444 v. Chr.): „Die Thraken sind nach den Inden (in Asien) die grösste unter den Nationen. Würden sie von Einem beherrscht oder würden sie einig sein, so wären sie unüberwindlich und die mächtigsten unter den Nationen; dies ist jedoch nicht der Fall und eben deshalb sind sie schwach. Jeder Teil von ihnen hat einen eigenen Namen, je nach dem Gebiete, das sie bewohnen. In ihren Gebräuchen sind sie sich jedoch ähnlich.“ — Dem ist beizufügen, dass Herodot zu diesen auch die Geten, Scythen und Sarmaten zählt. Der Name „Thrak“ war also ein allgemeiner für alle diese Völkerschaften; erst als die Griechen einen Teil derselben unterwarfen, nannte man vor allem jenes Gebiet „Thracia“, wo Byzanz mit

³⁾ »Illum a nostro more et sermone abhorrere«. (Curtii Rufi: Historia Alexandri Magni, Norimbergae, 1804, p. 254.)

⁴⁾ »Qui non erubesceret, Macedo natus, homines linguae suae per interpretem audire«. (Curt. Ruf. p. 277.)

seinem Verwaltungsgebiete lag. — Etymologisch ist „trak“, richtiger „drak“, die altslavische Bezeichnung für Krieger, Panzerträger (lat. „*thorax*“); „Thraker“ nannte man also alle jene Völker, die ihre waffenfähigen Männer als „iraci, draci“ bezeichneten, und bestehen dieselben Analogien auch fast bei allen sonstigen Volksnamen.⁵⁾

Dass unter „Thrax“ ein Nichtgriecher, daher Slave zu verstehen ist, ersieht man auch aus dem Beinamen des griechischen Kaisers Maximinus Thrax (236–238), der, obschon von niederem Stande, von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen wurde.

Hält nun Herodot alle diese Völker als zusammengehörig, wofür doch vor allem die gleiche Sprache eine Vorbedingung ist, so bestätigt dies weiter noch Ovid, der doch als Verbannter in Klein-Scythien (Dobrudža), dem Knotenpunkte der thrakischen, getischen, scythischen und sarmatischen Völker lebte, der da schreibt, er müsse durch Mimik jenes bezeichnen, was die Bewohner durch Worte ausdrücken. Er sagt: „Um mich schallt der thrakische und scythische Mund; es scheint, dass ich das Latein vergessen habe; erlernt habe ich getisch und sarmatisch zu sprechen.“⁶⁾ — Sind nun die dortigen Verkehrssprachen Ovid fremd gewesen, so waren sie zum mindesten nicht romanisch, und können überhaupt nur slavisch gewesen sein, was aus allen bekannten Daten logisch hervorgeht.

Von einem mechanischen Völkeraustausch weiss die Geschichte im grossen absolut nichts; die Provinz Thracien existiert bis heute als eine solche mit überwiegend slavischer Bevölkerung; die Griechen selbst sahen die Thraker, wie Theophylactus (629) berichtet, als ein autochthones Volk an; wir hörten (Seite 182), dass sich im IV. oder V. Jahrhunderte ein fremdes Volk in dieser Gegend niederliess, doch sprach dieses wieder die gleiche, also slavische Sprache; aber auch die Osmanen änderten sprachlich nichts; ja, im Gegenteil, sie akkomodierten sich überall an die Sprache der unterjochten Völker. Wann sollen demnach alle diese viele Millionen zählenden Völker in Europa eingerückt sein? Wie können diese nur dem Slaven verständliche topische Namen, die doch schon von den ältesten römischen wie griechischen Schriftstellern vorgefunden wurden, den Bergen, Gewässern und Ansiedlungen daselbst gegeben worden sein, wenn Vertreter der slavischen Sprache gar nicht da waren? Weshalb sollen gerade die slavischen Völker nie eigene Herrscher besessen haben? —

⁵⁾ Desselben Stammes ist auch »draga, draha« (= Kampfplatz). »Dragoner« (= bewaffneter Reiter), »drakonisches« Gesetz, d. i. ein militärisch strenges; »Trakehner« (= Militärpferd) u. ä. m.

⁶⁾ Ovidius, lib »Tristium«, 5, eleg. 14 und »De Ponto«, liber 3, eleg. 2. —

Mit diesen höchst wurmstichigen Prämissen sowie dem naiven Unwissendtum, woher die Slaven kamen, ob sie eine Kultur hatten, ob ihre Organisation eine brauchbare war, wird sich weiter absolut nicht arbeiten lassen, denn haben die Slaven auch als Unterjochte ihre nationale Integrität erhalten, so werden sie dieselbe als Freie umsomehr hochgehalten haben, und bietet Alexander d. Gr. hiebei nur einen der glänzendsten Vertreter ihrer hervorragenden staatlichen wie militärischen Potenzen. —

M. Žunkovič:

Slavische Glossen in der „Lex Salica“.

Schon auf Seite 16 wurde die Öffentlichkeit auf die bisher ganz unbeachtete Tatsache aufmerksam gemacht, dass sich in dem uralten Strafkodex der salischen Franken zahlreiche slavische Rechtsbegriffe in den lateinischen Text eingemengt befinden, und ist, soweit bekannt, bisher auch niemand dieser Behauptung entgegengetreten.

Im Weiterstudium kamen aber noch andere wichtige Momente an den Tag, die es verdienen, der öffentlichen Diskussion unterzogen zu werden. Das in der beiliegenden Tafel III ersichtliche Faksimile stellt die erste Seite des in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen (Schweiz) befindlichen Exemplares der „Lex Salica“ dar. Die Handschrift stammt aus dem Jahre 794 von einem „Wandalgarius“ sich nennenden Manne, dürfte, der longobardischen Buchstabenform nach, aus dem Küstenlande oder aus Oberitalien stammen, und ist sonach eine Abschrift.

Von diesem Gesetzbuche sind sechs Handschriftenexemplare vorhanden, deren Texte aber nicht einheitlich sind, da in manchen Kopien minder wichtige Paragraphe ausgelassen sowie auch die Glossen nicht einheitlich dargestellt sind. Der Text unseres Faksimiles lautet:

„In nomine Domini nostri Jesu Christi incipiunt titulus legis salice:

I. De mannire.

Si quis ad mallum legibus dominicis mannitus fuerit, et non venerit, se cum sunnis ne detenerit, sol. XV. culpabilis iudicetur.

Illi vero, qui alio manit et ipso non venerit, se cum sunnis non detenerit, sol. XV. et cui manuit, conponat.

II. De furtis porcorum.

Si quis purcellum lactantem de cranne furaverit et ei fuerit adprobatum, mal chranne chalti, rechalti, sol. III. culpabilis iudicetur.

Si quis purcellum furaverit, qui sine matere vivere possit et ei fuerit adprobatum, mal himnes theca, sol. I. culpabilis judicetur, excepto capitale et dilatata. Si quis bimum porcum furaverit mal in zimis sviani, sol. XV. culpabilis judicetur excepto capitale et dilatata. —

Die hier im Drucke hervorgehobenen, im Originale jedoch graphisch nicht abweichenden Glossen befinden sich im II. Abschnitte, der „Von den Schweinediebstählen“ handelt. Der erste Strafsatz lautet: „Wenn jemand ein saugendes Ferkel von der Ernährung weg gestohlen und es ihm bewiesen wurde, gemeinhin *chranne chalti, rechalti* genannt, soll zu XV Soldi verurteilt werden.“ — „*Chranne chalti*“ bedeutet anscheinend: von der Ernährung abschneiden, denn „hrana“ bedeutet im Slavischen: Ernährung, Futter; „kalčiti“ muss einst schneiden, abschneiden, ausschneiden bedeutet haben, da sich der Begriff „kalčmar“ für Schweineschneider (Kastrierer) im Slovenischen bis heute erhalten hat. „Rechalti“ ist dermalen auch nicht näher verständlich.)*

Im zweiten Strafsatze ist für die Glosse „*himnes theca*“ einsteilen auch keine seriöse Erklärung zu finden; es handelt sich hierbei um den Diebstahl eines schon abgespentsen Ferkels. —

Im dritten Strafsatze wird der Diebstahl eines zweijährigen Schweines erörtert. Die Glosse „*in zimis sviani*“ spricht aber durchaus von keinem zweijährigen, sondern von einem „einen Winter alten Schweine“, stellt sich sonach in einen scheinbaren Widerspruch zur Strafbemessung. Doch entspricht dies vollkommen der landläufigen Altersberechnung, denn vor mehreren Dezennien konnte man in Untersteiermark noch immer hören, dass die Bauern bei den Schweinen nicht nach den Kalenderjahren das Alter taxierten, sondern nach den zurückgelegten Wintern. Jener Winter, in welchem das Schwein seiner nahrhaften Bestimmung zugeführt wird, zählte z. B. schon nicht mehr zur Altersberechnung. Ein junges Schwein, das dem normalen Frühjahrswurfe entstammt, ist im zweiten Winter darauf wohl ein zweijähriges, aber nur ein einwintriges, d. h. es ist nahezu zwei Jahre alt, hat aber erst einen vollen Winter hinter sich. So erklärt sich wohl die Zeitdifferenz des lateinischen Textes und der slavischen Glosse am natürlichsten.

Dass diese Glosse zweifellos slavisch ist, ist leicht zu erweisen, denn wenn auch der Begriff „svin“ für Schwein im Althochdeutschen

*) Im Texte der Handschrift von Sens-Fontainebleau-Paris steht wieder statt »chranne chalti« ein »chrinne chulti«. Man weiss nun nicht, welcher Text richtig ist; es wäre daher notwendig, alle Handschriften einmal phototypisch zu vervielfältigen, da die Originale zu zerstreut sind. »čula« heisst übrigens im Slovenischen: weibl. Schwein; »čulek«: Eber.

(„swina“) wie im Slavischen noch gleichlautet, so ist hingegen „zima, zimni“ (= Winter, wintrig) gewiss kein deutscher, daher darin auch der sprachentscheidende Beweis liegt.

Die Erklärer der „Lex Salica“ benennen diese fremdsprachigen Einschübe durchwegs als „malbergische“ Glossen. Dr. Henne am Rhyn schreibt in der „Kulturgeschichte des deutschen Volkes“ (S. 80/1), es seien dies in den lateinischen Text eingeschobene altdeutsche Rechtsausdrücke, wie sie bei den alten Germanen auf dem „Malberg“, d. i. der Gerichtsstätte unter freiem Himmel, üblich waren. — Die Sache stimmt aber nicht, denn diese Ausdrücke bilden durchaus kein altdeutsches Sprachgut, da sie überhaupt nicht deutsch sind, und wurden nur so originell, wie sie den slavischen Bewohnern daselbst eigentümlich waren, in das Gesetzbuch eingestellt. Dass man aber volksgeläufige Begriffe einst ebenso wie heute, im Originale anwendete, ist doch nur natürlich und auch geschichtlich festgelegt, denn zahlreiche Urkunden Deutschlands führen noch viele Jahrhunderte später slavische Original-Rechtsbegriffe an, sobald die eigene Sprache über keinen prägnanteren Ausdruck verfügte; dass aber dies umso häufiger der Fall war, je weiter wir in der Zeit zurückgehen, ist geradezu selbstverständlich, nachdem die Germanisierung der bodenständigen Slaven erst sukzessive fortschritt, und erhielt die deutsche Umgangssprache in Deutschland vielleicht erst im XI.—XII. Jahrhunderte die absolute Majorität.

Weshalb jedoch die Kommentatoren der „Lex Salica“ jenen den Glossen vorgesetzten Begriff „mal“ als „Malberg“ deuten, ist so lange nicht erklärlich, bis es nicht feststeht, ob in irgendwelcher Handschrift ein Beleg hiefür ist; ansonst kann das spätlateinische „mal“ nur das normallateinische „male“ sein, das als: schlecht hin, gemein hin, gewöhnlich, volkstümlich aufzufassen ist.

Die „Lex Salica“ muss, wie aus bestimmten Angaben in derselben hervorgeht, schon mindestens in den Jahren 486—496 kodifiziert worden sein; sie enthält eine Sammlung von Gewohnheitsrechten und Strafsatzungen, wie sich solche wohl durch viele Jahrhunderte hindurch bei den saltschen Franken herausbildeten und festigten. Nehmen wir nun an, dass diese Rechtsbestimmungen mit ihrer slavischen Terminologie nur hundert Jahre vor ihrer Kodifizierung schon im Volksgebrauche auftauchten, was aber ebensogut tausend Jahre früher der Fall gewesen sein konnte, so erhalten wir hiemit doch schon slavische Schriftbelege ungefähr aus der Zeit um 390 n. Chr. —

Die Glossen in der „Lex Salica“ bilden daher heute und einstweilen das älteste bisher datierte slavisches Handschriftendenkmal, und wird mit diesem Dokument zugleich auch die Völkerwanderungshypothese, weil anachronistisch, völlig unhaltbar und wertlos.*)

J. E. Chadt:

Die Grenzzeichen in den böhmischen Ländern.

Das Studium der Geschichte der Grenzzeichen, der Gewohnheitsrechte und Formalitäten in Grenzfragen sowie der einschlägigen Nomenklaturen gibt wohl überall annähernd dieselben Schlussergebnisse; nachstehend soll aber dieses Thema doch, soweit es die Länder der böhmischen Krone betrifft, näher erörtert werden.

Was sich überall in den mittelalterlichen Urkunden wiederholt, macht auch hier keine Ausnahme: wusste man kein präzises Wort für eine Grenzrelation im Lateinischen oder Deutschen, so setzte man das gebräuchliche böhmische Wort ein, ein Beweis, dass der slavische Begriff nicht nur altbekannt, sondern ausschliesslich im Gebrauche war. So sagt eine Urkunde vom Jahre 1165: „*ambitum, quod slavonice vgez d (ujezd) dicitur*“; vom Jahre 1210: „*metae quae signantur ghraniz*“; vom Jahre 1214: „*quam circumeundo positus acervis, qui kopzi vel granicie dicuntur*“; vom Jahre 1215: „*ad montem, qui dicitur hranicza Hora*“; „*per certas metas, quae vulgo hranicie vel kopci sive vrociscie dicuntur*“; vom Jahre 1228: „*ad occidentem lapis, qui dicitur Kralow stol*“; vom Jahre 1249: „*signa, quae meze dicuntur*“; „*quae meze vel kopci in vulgo dicuntur*“; „*usque ad Scalkam*“; vom Jahre 1437: „*tria nemora vulgariter tři ochozi*“ u. v. a. —

Alle diese Volksbezeichnungen, die man daher immer bringen musste, sobald man sich verständlich ausdrücken wollte, zeigen untrüglich an, dass es eben und nur die Slaven waren, welche hier zuerst das praktische Bedürfnis hatten, Grund und Boden untereinander zu verteilen, sowie diese Verteilung äusserlich rechtsgültig ersichtlich zu machen; über die Zeit jedoch, wann dies geschehen, fehlt

*) Einige moderne Historiker haben, gedrängt durch die Unhaltbarkeit der bisherigen Hypothesen, die Völkerwanderung bereits in das II. Jahrhundert, einige sogar schon in die vorchristliche Zeit verlegt. Wem es mit der Wahrheit ernst ist, der leitet kein solches licitando-Verfahren ein, sondern macht gleich radikale Ordnung; eine auf persönliche Konzessionen aufgebaute Wissenschaft ist eine Komödie. —

einstweilen jeder konkrete Anhaltspunkt; dass es viele Jahrhunderte zuvor war, ist sicher; dass es Jahrtausende vor dem ersten erhaltenen schriftlichen Belege war, ist hingegen wahrscheinlich. Für diese Annahme spricht z. B. der Umstand, dass schon die Römer den Begriff „*ad cervos, acervus*“ für Grenzhügel gebrauchten, in welchem sich das altslavische Wurzelwort „*čer*“ (= Grenze) vorfindet, und dass ein etruskischer Grenzstein, der mindestens schon 500 Jahre v. Chr. als solcher erzeugt worden sein muss, die slavische Aufschrift in Runen enthält: „*meze ne munjus*“, d. i. verrücke nicht die Grenze, woraus sich auch noch der kulturell bedeutungsvolle Rückschluss ergibt, dass man einen Grenzstein mit einer solchen Warnung kaum wird eingesetzt haben, wenn das Lesen damals nur eine besondere Kunst für Auserwählte gewesen wäre.

Als Grenzzeichen galten in der Hauptsache grössere mit der Spitze nach aufwärts sichtbar gestellte Steine. Seltener wurden hiezu aus der Erde hervorragende oder durch Abgrabungen der Erde blossgelegte gewachsene Felsköpfe verwertet. In letzterem Falle ergab es sich oft, dass man einen Felsblock antraf, der nun nach dem Wegräumen der Erde auf seiner natürlichen Unterlage labil lag, und so zu einem Wag- („*vag, vaha*“ = Grenze) oder, wie er im Deutschen genannt zu werden pflegte, zu einem Wackelsteine wurde. Die Böhmen gebrauchen hiefür die Bezeichnung „*viklan*“, Mehrzahl „*viklani*“, die Slovenen „*gingač, gingeč*“, die Engländer „*rocking stones*“, die Franzosen „*pierres broulantes*“ usw. Je nach der Verteilung der Schwerpunktlage kann solche Steine selbst ein starker Wind in Bewegung bringen; meist gehört aber hiezu eine grössere mechanische Kraftanwendung.

Wagsteine sind, wie schon die Spezialnamen besagen, nahezu überall anzutreffen, und werden solche bereits in den ältesten geographischen Schriften erwähnt. In Böhmen weist Vocel („*Pravěk země české*“) solche Steine bei Krč (unweit Jesenice), bei Kadov (nächst Horažďovice), bei Zdeslav (bei Rakovnik, als „*Kačena*“ oder „*Husova kazatelna*“ bekannt), bei Vysoký Chlumec (Bezirk Sedletz) u. a. — In einigen Fällen scheint es, als wäre der Stein derart verwittert, dass er schliesslich nur auf einer mässigen Basisfläche zu ruhen kam. Für jeden Fall wäre es aber notwendig überall zu überprüfen, ob solche Steine tatsächlich heute an einer Grenze oder doch an einer solchen Stelle liegen, die früher als Grenzlinie galt, denn in diesem Falle ist es höchstwahrscheinlich, dass der Wagstein bewusst zu solchem gemacht wurde.

Als Grenzzeichen dienten sehr oft auch eigens hiezu gesetzte, ein hohes Alter erreichende, vom Baumwuchs der Umgebung als

Spezies sich abhebende Bäume, die dadurch noch auffälliger gekennzeichnet wurden, dass man an ihnen Bilder, Kreuze, Schlag- und Wegzeichen u. ä. anbrachte. Bisweilen waren es, namentlich in der Ebene, künstliche Erd- und Steinhügel; im hügeligen Terrain grub man bisweilen eine Erhebung so ab, dass sie einen auffallenden Eindruck machte, ja, oft einen regelrechten Kegel bildete. Solche Grenzhügel tragen im Slavischen sehr oft den Namen (besonders in Ostmähren) „Vinohrad, Vinohrádek, Vinohrádky“, was eben Grenzhügel, Grenzwerke bedeutet. Diese Etymologie hat mit einem Weingarten nichts zu schaffen, namentlich da sich solche Grenzzeichen oft in Gegenden befinden, die in der jetzigen klimatischen Zeitepoche einen Weinbau daselbst ausschliessen; überdies sind solche Punkte meist noch heute an Grenzen gelegen, wovon sich jedermann überzeugen kann. So bildet z. B. der ob seiner kegelförmigen Form auffallende Hügel „Vinohrádek“ im Bezirke Holleschau (Mähren) die Grenzecke der Gemeinden Bystritz a. H. und Chvalčov.

Ein besonders kunstvolles Grenzzeichen bilden die Dreh- oder Schwungsteine, böhmisch „točník“ genannt; diese bestehen aus zwei korrespondierenden, mit halbkugelförmigen Ausnehmungen versehenen Steinblöcken, deren einer natürlich in der Erde fixiert ist; der obere Teil liegt auf einer Kugellagerung und kann auf diese Weise um die eigene Achse — natürlich mit der nötigen Kraftaufwendung — gedreht werden. Ob sich solche noch wo in den böhmischen Ländern intakt befinden, ist nicht bekannt, da sie aus Neugierde, ob nicht im Hohlraume etwas besonderes zu finden sei, zerlegt oder zertrümmert wurden; sie seien aber des Interesses wegen hier erwähnt, da es möglich ist, dass sich irgendwo ein solcher kelchförmiger Stein noch erhalten hat, obschon er in diesem Falle auch durch die Eisbildung gesprengt sein dürfte.

Das Setzen von Grenzsteinen (böhmisch „saditi“; der Setzer: „sadek, sadovec“, daher auch die vielen Ortsnamen: „Sad, Sady, Sadská“ u. ä.) oder Erneuern derselben (Ortsnamen: Novosad, Novosady“ u. ä.) geschah durch Amtspersonen oder durch hiezu sozial berufene Organe. Anwesend waren hiebei immer die beiden interessierten Grenzparteien sowie die Bevölkerung der weiteren Umgebung. Handelte es sich um eine neue Abgrenzung, so wurden die Grenzzeichen feierlich eingesetzt, die Punkte in Urkunden verzeichnet, sowie in bezug auf Lage und volkstümliche Benennung genau beschrieben; überdies wurden die Namen jener Personen eingetragen, die als Hauptzeugen hiebei fungierten. Eine Grenzzeichenkontrolle fand überdies bei jedem Besitzwechsel statt.

Die so festgelegten Grenzen hatten eine öffentliche Wichtigkeit und standen unter allgemeiner Kontrolle. Um festzustellen, ob nicht welche Grenzzeichen versetzt wurden, fand eine solche Grenzbegehung jährlich statt, und nahm diese ursprünglich profane Kontrolle später sogar einen kirchlichen Charakter an. In den böhmischen Ländern wurden die Grenzzeichen entweder am Pfingstsonntage oder Ostermontage von Priestern, denen die ganze Gemeinde folgte, begangen und mit Weihwasser besprengt. Die Bittgänge auf die Felder im April dürften dieses Ursprungs sein, da es einige Urkunden zu bestätigen scheinen. Auf der Herrschaft Vlašim mussten im Frühjahr, ehe andere Arbeiten beginnen und der Boden mit Gras und die Wälder mit Laub bedeckt sind, die Grenzen begangen und die Grenzzeichen, namentlich, wenn sie durch Gräben markiert waren, instand gesetzt werden. — Auf der Gutsherrschaft Gross-Meseritsch musste jährlich zu Ostern oder zu Pfingsten unmittelbar nach dem Gottesdienste Alt und Jung hinaus, soweit die Besitzgrenzen reichten, wo dann die Alten den Jungen die Grenzen zeigten, damit die Jungen nach dem Tode der Alten die Grenzen im Gedächtnisse behalten.

Die Grenzzeichen wurden immer an gebrochenen Linien der Gebietsgrenze angebracht; verliefen die Grenzen gerade, so waren weniger Zeichen notwendig; bildete aber der Besitz ein unregelmäßiges Vieleck so kam an jede Ecke ein solches Grenzzeichen. Eine Urkunde der Herrschaft Krivoklat (Pürglitz, Böhmen) erzählt z. B., dass im Jahre 1615 die königlichen (d. i. herrschaftlichen) Besitzungen von jenen der Bauern in Rakovnik durch sieben Grenzzeichen geschieden wurden. Damit aber ein solches Grenzzeichen bei einer eigenmächtigen Umsetzung leicht wieder berichtigt werde, wurden unter jeden Grenzstein eine halbe Messingschnalle, ein Hufnagel, zwei Glasknöpfe und zwei kleine Münzen gelegt und ringsum mit Kohlenstücken bestreut. Überdies wurden hiebei drei Bauern von Rakovnik, der Förster von Lužice und ein Heger gründlich verprügelt, damit sich diese Grenzzeichensetzung den Anwesenden dauernder ins Gedächtnis einpräge. — Als offizielles „Andenken“ an eine solche Grenzregulierungszeremonie war letzteres einst allgemein. Um namentlich jüngeren Personen das Gedächtnis daran besser einzuprägen, erhielten etliche dabei amtlich eine Tracht Prügel, „pardus“ genannt; ja, um dieses Schauspiel besonders abnorm zu gestalten, erhielten dabei oft auch angesehene Personen, wie der Richter, Gemeindevorsteher, Förster, sowie eigens berufene Zeugen den „pardus“.

Ansonsten war es auch allgemein Gebrauch in die Grube, in welche der Grenzstein eingelagert wird, verschiedene tote Zeugen zu geben,

wie: Glasscherben, Ziegel- oder Kohlenstücke, Hufnägel, Eisenfeilspäne, Messingabfälle, Münzen, Tonscherben, dann ganze Töpfe, angefüllt mit andersfarbiger Erde, mit Kohlen, Hirse u. dgl. Hat nun jemand den Grenzstein verrückt, so konnte er doch alle diese Kennzeichen nicht sammeln und übertragen; man grub nun an der alten Stelle nach, und restituierte den Grenzstein, falls man dort eben untrügliche Zeichen der wirklichen Grenzstelle vorfand.

Über Grenzverletzungen oder Grenzstreitigkeiten, die trotzallem nicht unhäufig vorkamen, entschied das Grenzgericht unter verschiedenen Formalitäten am strittigen Orte selbst. Vor allem wurden hiezu die ältesten Leute berufen, die sich noch erinnerten, wo die wirkliche Grenze lief oder die bei der Grenzzeichensetzung noch selbst anwesend waren. An der fraglichen Stelle wurde nun eine grabähnliche Grube ausgehoben, in welcher die Zeugen barfuß, knieend und mit unbedecktem Haupte den Eid schwören mußten, dass hier die wirkliche Grenze war. Den Ernst der Sache erhöhten noch die Sagen über furchtbare Strafgerichte, die Gott an den falschen Schwur in einer solchen Sache schon knüpfte; so z. B., dass der Meineidige an Ort und Stelle vom Schläge getroffen, gleich in dieser Grube auch begraben wird und nun selbst einen toten Grenzzeugen abgibt, oder dass er dann als Grenzsteinrücker in mond hellen Nächten auf dem Orte seiner Freveltat herumspuken muss. Die vielen lokalen Sagen, dass an der Grenze, d. h. unter dem Grenzsteine jemand begraben liegt, mögen auch vielfach wirklichen Vorkommnissen entsprechen, wobei es sich doch ereignet haben konnte, dass jemand hiebei vom Schläge getroffen wurde, dass man einen überwiesenen Meineidigen an Ort und Stelle zum Tode verurteilte oder gar erschlug und gleich daselbst auch bestattete. — Aus dem Jahre 1613 wird ein Vorfall erzählt, wie zwei Meineidige dem Gottesgerichte verfielen. Es wurden fünf Gräber ausgehoben und in jedem hatte ein Zeuge den Eid zu leisten. Da fiel einer nach dem Eide sofort tot zusammen, ein zweiter sah in seiner Grube plötzlich nur Würmer, und wurde darob von einem derartigen Zittern befallen, dass er fortan nur mehr schwer selbst essen konnte, und verlor sich dieser Zustand bis zu dessen Tode nicht mehr; sie beide haben nämlich in der Grenzsache falsche Aussagen gemacht.

Dass oft auch hiebei listige Vorspiegelungen angewendet wurden, um dem falschen Eide eine Abolition zu geben, beweist die Tatsache, dass sich bei einem Grenzstreite an der österreichisch-bayrischen Grenze die wissentlich Meineidigen in die Stiefel bayrische Erde schüttelten, und so beruhigt schwuren, „dass die Erde, auf der sie stehen, bayrisch sei“.

Jede Grenzverletzung wurde streng bestraft. Der Schuldige hatte normal als Strafe einen Ochsen abzugeben, der als „mezni vůl“ in allen lateinischen Urkunden seit der ältesten Zeit angeführt erscheint. Ansonst bestand die Strafe für das Ausgraben eines Grenzsteines oder das Niederbrennen eines Grenzbaumes auch aus 20 Schock böhmischer Groschen, die derjenige, der sie nicht besass, sodann dem dadurch Beschädigten mit der Handarbeit ab dienen musste. —

Diese kurze Schilderung der geschichtlichen wie rechtssozialen Verhältnisse in Grenzfragen in den Gebieten der böhmischen Sprache möge nun das Interesse auslösen auch in anderssprachigen Ländern der gleichen Forschung nachzugehen und namentlich das Augenmerk dahin zu richten, wie weit die Slavizität dabei auch anderswo eine begriffstechnische Rolle spielt. —

M. Žunkovič:

Einiges über den Bergbau und die Metallbearbeitung der alten Slaven.

Viele ältere, vor allem deutsche Schriftsteller bezeichnen offen die Slaven als die ältesten Bergleute Europas, und kann diese Tatsache schon deshalb nicht abgeleugnet werden, weil dies auch die Etymologie der montantechnischen Begriffe bestätigt. —

So sagt z. B. Henze (Geschichte des Fränkischen Kreises, p. 96): „Frühzeitig legten sich die Slaven auf den Bergbau. Die ergiebigen ungarischen Bergwerke wurden von ihnen erfunden, die böhmischen erhoben sich jedenfalls sehr bald, und unsere voralters in ausnehmender Blüte gestandenen Bergwerke stammen wahrscheinlich von ihnen her. Weil die Slaven die ersten waren, welche sich mit dem Bergbau vorzüglich beschäftigten, sind noch so viele slavische Wörter im Bergbau gebräuchlich, als: Flöz, Kuks, Kies, Kipricht, Schacht, Schwaden, Kobalt, Schicht, Seifen, Spat, Stollen, Meiler usw.“ — Herder (Ideen, T. IV., 1792, p. 37) sagt: „In Deutschland betrieben die Slaven den Bergbau, verstanden das Schmelzen und Giessen der Metalle.“ — Adelung (Vorw. zu Thams böhm. Lex., Prag 1788, p. 5) schreibt: „Wir finden den Bergbau, die Handlung und manche mechanische Arbeiten bei den Slaven sehr frühe im Gange und zwar früher als in dem mittleren und nördlichen Deutschland, welches sich nicht schämen darf, manches in diesem Stücke von den Böhmen erlernt zu haben. In dem südlichen Deutschland ist der Bergbau unstreitig ein Überbleibsel der römischen Kultur; allein in dem mittleren

und nördlichen ist er allem Ansehen nach ein Abkömmling der slavischen.“ — Isis (1882, Heft 5, p. 1) führt an: „Die Slaven taten sich sehr frühzeitig im Berg- und Hüttenwesen hervor.“ —

Einen ergänzenden Beleg, ob die montantechnischen Begriffe, wie sie vorerst angeführt wurden, tatsächlich slavischer Genesis sind, bietet schon der Umstand, dass der Slave hiefür immer den weit kürzeren, daher offenkundig primäreren Ausdruck besitzt, als etwa der Römer oder Deutsche, dessen Wortformen bei der Übernahme oder auf dem Wege der Anpassung durchwegs länger geworden sind, und meist durch den ungewöhnlichen Klang das Kennzeichen der fremden Provenienz an sich tragen. — So wurde aus dem slavischen „čad“ (= verdorbene Luft) das schon von Plinius II. (*Historia naturalis* I., XXXIV) erwähnte „*cadmium*“ im Deutschen zu „Schwaden“; der scharlachfarbene Traubenkobalt heisst bei Plinius „*brotrytis*“; der Slave nennt den roten Farbstoff „broč“; „Scharsach“ ist dem Deutschen der weiche Stahl, dem Slaven „žarica“, d. i. das Eisen aus der Rotglühhitze, aber auch „Scharlach“; das „*cassiteron*“ gilt schon Homer als Helmmetall; der Kroate nennt aber den Helm „kacida“; auch die Käferfamilie „*Cassidae*“ hat diesen Ursprung, nachdem sie sich mit ihrem unverhältnismässig grossen Halsschilde den Kopf vollkommen deckt; „kok, kolk“ (sprich „kuk“) bedeutet dem Slaven ein Teil des erzhältigen Berges, d. i. der ideelle Anteil an einem Bergwerke, im Deutschen als „Kuks“ benannt; „žik“, deutsch „Schicht“, zeigt eine schwache Erz- oder Kohlenmächtigkeit an; „*scoria*“ (bei Plinius) bedeutet „Schlacke“; im Slavischen bezeichnet dies die Kruste, welche sich an der erstarrenden Schlacke bildet; „sip“ (= Geschiebe) dann „Seifen“ usw., alles Begriffe, denen besonders ein sprachlich gebildeter Bergtechniker nähere Beachtung widmen könnte.

Die ausserordentlich reichen Funde an Gold-, Bronze- und Eisengegenständen aus der prähistorischen Zeit bestätigen aber auch, dass der Bergbau einst ganz bedeutend gewesen sein muss, dass die Kenntnisse der Metallmischungen (Bronze), die Zubereitung der Rohstoffe, die technische Gewandtheit und Vielseitigkeit in den Mustern, die Modellierkunst (z. B. Stretweger Opferwagen, Nordendorfer Schmuck) auf einer hohen Stufe standen.

Desgleichen sind die Mischungen verschiedener Metalle, die wieder oft erst mühsam und einzeln aus Mineralien ausgeschieden werden müssen, wie z. B. bei der Bronze, die Gewinnung des Eisens, das ja rein — ausgenommen Meteoreisen — in der Natur gar nicht vorkommt, die Glaserzeugung u. a., der klarste Beweis,



dass jene Kultur eine bedeutende Höhe gehabt haben muss, und dass da wohl Epochen vorausgegangen sein müssen, ehe man diese empirischen Entdeckungen so weit vollendet hatte, um sie für den Kampf wie Schmuck verwerten zu können.

Namentlich gilt als Inbegriff des Schmuckes alles jene, was selten und schwer erreichbar ist. Daher kommt es nun, dass der Bronzeschmuck seinerzeit so hochgehalten wurde; nebstbei war aber auch schon Gold als solches bekannt. Und gerade die Goldgewinnung selbst ist ja auch eine äusserst umständliche, namentlich die Gewinnung des Berggoldes, und doch wissen wir, dass in den Ländern alter Kultur die Lagerstätten schon nahezu vollkommen erschöpft sind. Wo solche waren, ersieht man noch aus gelegentlichen Anspielungen in der Volkspoesie oder aus den topischen Namen. So prahlt z. B. der Geliebte im serbischen Volksliede:

*„Dok su mene dva majdana zlatna,
jedan majdan u Kopaniku,
drugi Rudnička planina . . .“*, d. i.:

*So lange zwei Goldbergwerke mein sind,
eines in der Kopanik planina,
das zweite im Rudnik-Gebirge . . .*

Dass daran etwas Wahres sein muss, darüber kann kein Zweifel sein, sowie dass in jenen Gebirgen tatsächlich einstens Gold gewonnen wurde, denn sonst hätte die Geliebte seine Werbungen nicht ernst genommen. Jene Erwähnung ist daher im Prinzip keine leere Bestechungsphrase, sondern die beiden Gebirge Serbiens waren offenkundig zur Zeit, als dies gesprochen wurde, wofür allerdings alle Anhaltspunkte fehlen, sicherlich aber doch lange vor der türkischen Invasion, noch allgemein bekannte Goldbergwerke. — Ob sie fertig abgebaut wurden, wissen wir heute freilich nicht; eine erneuerte Nachforschung auf dieser Basis dürfte aber möglicherweise Serbien eine angenehme staatsökonomische Bestätigung bringen.

Inwieweit nun bei dieser metallurgischen Technik die Slaven selbst eine führende Rolle spielen, hiefür haben wir wohl keine direkten Anhaltspunkte, aber wir müssen vor allem die natürliche Ungerechtigkeit in dem gedankenlosen Bezweifeln, als ob die alten Bewohner Europas — ausgenommen die Griechen oder Römer — nie eine rechtschaffene bodenständige Kultur besessen hätten, energisch abweisen, da diese Prämisse unhaltbar ist. Der Beweis, dass die alten Slaven in der Kultur sehr hoch gestanden sein müssen, ergibt sich aber indirekte, denn stereotyp heisst es, dass die Kel-

ten in allem zum Vorbilde dienten, und Keltisch wie Slavisch sind doch sich sprachlich deckende Begriffe, d. i. „čeledi“ (= Sippen, Stämme), daher wir endlich auch schon im Klaren sein können, was wir unter dem ewigen Rätsel „keltisch“ in Wirklichkeit zu verstehen haben. —

F. V. Sasinek:

Apostel Andreas bei den Slaven.

Es ist leider zur Mode — allerdings schlechten — bei den Geschichtsschreibern geworden, den verhassten Slaven nicht nur die Autochthonie, sondern auch die Anfänge des Christentums abzuspochen. Freilich muss, wenn man sich einmal gedankenlos einbildet, dass die Slaven erst seit dem Aufkommen ihres Namens (552) existierten, oder dass sie erst im IV., V. oder gar VI. Jahrhunderte in Europa eingewandert seien, einer falschen Prämisse auch eine falsche Konsequenz folgen. Wir sind aber überzeugt, dass die Slaven seit der Urzeit unter den verschiedensten Namen wie: Thraker, Goten, Scythen, Sarmaten, Veneter, Kelten u. a. in Europa lebten, womit wir nicht nur deren Autochthonie, sondern auch ihre apostolische Christianisierung festlegen; das eine bestätigt das andere.

Christus befahl den Aposteln: „Gehet in die ganze Welt und prediget das Evangelium allen Kreaturen!“ — Wer will es nun ableugnen, dass die Apostel den autochthonen Slaven in Europa das Evangelium nicht gepredigt haben?

Nachstehend soll nur die Frage erörtert werden, ob der Apostel Andreas seine Tätigkeit auch auf die Slaven ausgedehnt hat. Mit diesem Thema beschäftigte sich auch schon Dr. Julius Pelecz,¹⁾ doch beschränkte sich dieser nur auf Details, denn statt Andreas einen Apostel der Slaven zu nennen, bezeichnet er ihn lediglich als einen Apostel der Russen. Nestor († 1106) ist übrigens der einzige, der vom Apostolate Andreas' bei den Slaven spricht, doch Pelecz glaubt dessen anachronistische Erzählung auch verwerfen zu müssen, wozu einige Berechtigung vorliegt, denn bei jeder dunklen Tradition oder Sage ergibt sich erst der wahre Kern, nachdem man die Schale entfernt hat, aber diese ist eben hier nicht entfernt worden.

Tatsächlich muss Andreas den Slaven zwischen der Volga und den Karpaten das Evangelium gepredigt haben, denn Nestor lässt ihn nach Rom kommen, wo er dessen Erfahrungen nachstehend schildert: „Wunderliche Dinge habe ich auf meiner Hierherreise in

¹⁾ Geschichte der Union der ruthenischen Kirche. — Wien 1878, I., 36.

den slovenischen Ländern gesehen; ich sah hölzerne Wannen, diese machen sie glühend (das Wasser darin), ziehen sich aus und sind nackt, und begiessen sich mit Gerberlauge, und nehmen junges Reisig und schlagen sich selbst und begiessen sich mit kaltem Wasser und erfrischen sich so.“ — Pelecz merkte aber gar nicht, dass solche Dampfbäder bei den Slaven (Scythen zwischen den Karpaten und der Volga) schon von Herodot (444 v. Chr.) ähnlich beschrieben sind. — Herodot (IV, 73, 75) erzählt nämlich, dass die Scythen drei Pfähle in die Erde schlagen, sie oben verbinden und herum mit wollenen Oberkleidern (haleny) abschliessen. Sie werfen dann glühend gemachte Steine in den zwischen den Pfählen aufgestellten Waschtrog und streuen Hanfsamen auf die glühenden Steine; darauf entstehen solche Dämpfe, dass sie selbst griechische Dampfbäder übertreffen.

Ähnliche Dampfbäder fand bei den Slaven auch der Araber Masudi, der sie folgend beschreibt: „Die Slaven errichten eine hölzerne Bude; die Spalte derselben verstopfen sie mit etwas, was bei ihnen „moch“ (= Moos) heisst. In einer Ecke der Bude errichten sie einen Ofen, mit einer Öffnung am oberen Teile, um den Rauch auszulassen. Ist einmal der Ofen glühend, so verstopfen sie jene Öffnung und giessen auf den glühendgemachten Ofen Wasser, wodurch sich Dämpfe entwickeln. Eine solche Bude nennen sie „itba“ (= izba, d. i. Stube).²⁾

Diese Digression ist gewiss sehr wichtig für die Geschichte der Altslaven dies- und jenseits der Karpaten, wo eben der Apostel Andreas wirkte, wie dies Nestor sowie Eusebius (IV. Jahrh.) bezeugen.

Oft werden die Worte des Papstes Johann X. angeführt, die er an den kroatischen König Tomislav im Jahre 925 geschrieben: „*Quis enim ambigit Sclavinorum regna in primitiae Apostolorum et universalis ecclesiae esse commemorata, cum cunabulis escam praedicationis apostolicae ecclesiae perceperunt?*“³⁾ — Beziehen sich diese Worte nicht auf den Apostel Andreas, so besitzen wir darüber ein Zeugnis bei Tertulian (um das Jahr 200), der in der Apologie gegen die Juden schrieb: „*Iam Getulorum varietates et Maurorum multi fines, et Hispa-*

²⁾ Ähnliches findet man noch heute bei den konservativen Slovaken. I. J. 1867 ging ich aus Tekovský Svetý Kríž, der Residenz des Neusohler Bischofs, über den Fluss Hron nach dem Dorfe Vieska. Am Flussufer bemerkte ich ein Feuer, das den Zweck hatte Feldsteine glühend zu machen. Daneben stand ein Fass, angefüllt mit schmutziger Wäsche und Wasser. Die glühend gemachten Steine warf man nun in das Fass, um die Wäsche abzubrühen. Diese Reinigungsart nennt man dort »svárenie« (= Abbrühen). —

³⁾ D. i.: »Wer zweifelt daran, dass Reiche der Slaven in den ersten Zeiten der Apostel und der allgemeinen Kirche erwähnt werden, da sie schon von der Wiege an die Speise der Predigt der apostolischen Kirche empfangen haben?

*norum omnes termini, et Galliarum diversae nationes, et Britanorum inaccessa Romanis, loca, Christo vero deo subdita, et Sarmatorum et Dacorum et Germanorum et Scytharum et abditarum multarum gentium . . . Christi autem regnum ubique porrigitur.*⁴⁾ — Ist nun das Evangelium im II. Jahrhunderte den Scythen und Sarmaten zwischen der Volga und den Karpaten gepredigt worden, so ist es dabei ausgeschlossen, dass diese Mission nicht der Apostel Andreas besorgte.⁵⁾

Es ist allerdings Tatsache, dass Johann Chrisostomus Missionäre aus Konstantinopel zu Bekehrungszwecken zu den Scythen sandte, nicht erst um ihnen das Evangelium zu predigen, sondern um sie zum Katholizismus zurückzuführen, in den sie vom Apostel Andreas eingeführt wurden, weil sie inzwischen zum Arianismus übergegangen waren. Wir wissen es nämlich aus Traditionen bis zu Nestor (1106), dass die autochthonen Scythen schon vor Johann Chrisostomus in den christlichen Glauben eingeführt waren, denn diese Traditionen sind es, welche die Anfänge des Christentums bei den Völkern zwischen der Volga und den Karpaten nicht Chrisostomus, sondern Andreas zuschreiben.

Zur Zeit des Johann Chrisostomus gingen in jenem Gebiete grosse Umwälzungen vor. Hermanrič, König der Geten an der Visla (Weichsel), errichtete eine mächtige Monarchie, die sich nicht nur von den Karpaten bis zum Don, sondern auch diesseits jenes Gebirges bis zu den Venetern erstreckte. Hiezu gehörten die Bewohner an der Visla, die Vislavini und die Anten (Antae); anschliessend an letztere wohnten im Raume zwischen der Volga, dem Don und dem Kaukasus die altslavischen Sarmaten, welche Herodot „Melanchleni“ benennt, welches Volk man aber zu Hermanrič' Zeiten auch mit dem Namen „Hunnen“ identifizierte.

Dies vorauszusenden erschien notwendig, um die dunkle Geschichte der Hunnenzeit zu verstehen, denn die Anten waren es, die

⁴⁾ D. i.: »Schon die verschiedenen Stämme der Getuler sowie die vielen Grenzen der Mauren, dann alle Grenzen der Hispanier, die verschiedenen Nationen der Gallier, die den Römern unzugänglichen Orte der Britaner sind Christo, dem wahren Gott, untergeben, ebenso wie die vielen versteckten Völker der Sarmaten, Daker, Germanen und Scythen . . . das Reich Christi war eben überall verbreitet.«

⁵⁾ Radagais wird »Vandalus« und »Scytha« genannt, da er ein Slave aus der Gegend zwischen der Elbe und Weichsel (Vandalia), also ein »Vandalus« war. Jornandes hält die Namen Scythia, Samaria und Sclavinia für identisch. Wo Herodot Scythen und Sarmaten festgestellt hat, dort finden wir später überall slavisch sprechende Völker.

sich vor allem von Hermanrič frei machen wollten, und zu diesem Zwecke die Hunnen herbeiriefen, welche Intervention aber die Anten teuer bezahlten. Die Hunnen haben nämlich nicht nur das Reich Hermanrič' († 375) zerstört, sondern auch die Anten unterworfen und weiterhin Mitteleuropa mit Schrecken erfüllt.

In diese Hunnenzeit fallen auch die Worte des hl. Hieronimus († 421): „*Huni discunt psalterium, Scythiae frigora fervent calore fidei, Getorum rutilus et flavus exercitus ecclesiarum circumfert tentoria et ideo forsitan contra nos aequa pugnant acie, quia pari religione confidunt.*“⁶⁾ Zu unserer Erwägung gehören vorerst die Worte: „Die Kälte Scythiens wird durch die christliche Religion erwärmt.“ Gemeint sind hier die nördlichen Scythen zwischen der Volga und den Karpaten. Da aber die Volgá in alten Geschichtsquellen auch „Rha“ genannt wird, bezeichnete man die Scythen, welcher Begriff lediglich einen Krieger im allgemeinen, d. h. einen mit dem Schilde (skytos, scutum, štít, štít) Bewaffneten kennzeichnet, nebstbei auch „Rhosoi, Rossia, Russi“.⁷⁾ — Ist es nun so, dass „Rossia“ identisch ist mit „Scythia“, und daher Scythen und Russen dasselbe Volk sind,⁸⁾ so ist es auch einleuchtend, dass sich die Tradition vom Apostolate des hl. Andreas in Scythien, d. i. Russland, ununterbrochen erhalten hat, nicht aber bei ihren Nachbarn, bei den Volgaren (Bulgaren), die doch bald vom Christentume zum Mohammedanismus abgefallen sind, wie dies Gregorius (apud Migne: Patrologia LXXI, Seite 647) erwähnt.

Sammelstelle für altslavisches Sprachgut.

Dem Sprachinteressenten stossen im Leben wie in der Lektüre oft alte Ausdrücke auf, die trotz allgemeinen Gebrauches etymologisch nicht geklärt sind, oder aber in verdorbener Form in der Rede wie Schrift gebraucht werden. Überdies gibt es eine Unmasse von Wörtern, die man unter dem Eindrucke des Vorurtheiles anzuwenden meidet, weil man sie für fremdes Sprachgut hält.

⁶⁾ D. h.: »Die Hunen lernen den Psalter, die Kälten Scythiens werden erhitzt durch die Wärme der Religion, die glänzende, gelbe (blonde?) Armee der Geten trägt Kirchengelbe herum, und vielleicht kämpfen sie gegen uns deshalb mit der gleichen Waffe, weil sie gleicher Religion angehören.«

⁷⁾ Et illud, quod vocatur Rhos, apud illos ita obtinuerit, ut Romani imperio subditos sibi, quaque versum proximos in servitutem redegerint. (Epistola Photii apud Migne: Patrologiae series graeco-latina LIII, S. 376. — Siehe auch meinen: Slovanský Letopis. Skalice, 1881, S. 272. — Constantinus Porphyrogenetes ap. Migne CXIII, 58 in nota.)

⁸⁾ Bikowski: Mor. Pol. I. S. 848. —

Alles altslavisches Sprachgut dieser Art soll hier, wie es fallweise aufgegeben wird, in Form von kurzen Monographien, gesammelt werden, um einerseits solche Begriffe sprachlich aufzuklären, daher wissenschaftlich zu rehabilitieren, andererseits aber auch, um den präsumtiven Verfassern eines „Altslavisches Sprachlexikons“ die Arbeit zu erleichtern. Die öffentliche Behandlung dieser Sammelarbeit bezweckt zugleich jedermann Gelegenheit zur Berichtigung oder Ergänzung zu bieten, sofern der erste Anzeiger den Begriff unrichtig, nicht erschöpfend oder überzeugend behandelte.

Im allgemeinen wird jener Begriff als „altslavisch“ angesehen, der schon wenigstens im Mittelalter urkundlich belegt ist, oder der in zwei oder mehreren räumlich entfernten slavischen Sprachgruppen bereits längere Zeit bekannt ist, daher schon vor der einstigen, zeitlich nicht mehr kontrollierbaren Sprachsecession denselben angehört haben muss.

Liegt aber einmal dieses grundlegende Werk fertig vor, dann kann vielleicht auch schon ein „Lexikon des Ursprachschätze“ in Erwägung gezogen werden, denn es wird täglich klarer, dass wir mit der slavischen Sprache als Leitfossil immer überzeugender in jene Vorzeit dringen, als zum mindesten das Germanische, Romanische und das Sanskrit noch eine gemeinsame, einheitliche Sprache waren, weil sich gerade im Slavischen die einfachsten Formen der Begriffe, die von den primären nicht mehr wesentlich differieren können, noch zum grossen Teile erhalten haben.

DIE REDAKTION.

*

»Pluti«. — Dieser Begriff, der bei den Slovenen noch heute für: schwimmen, flößen allgemein gebräuchlich ist, kommt aber auch schon i. J. 1347 in einem böhmischen Glossarium in gleicher Bedeutung vor; dort heißt es, daß das gefällte Holz mittels Wasser geschwemmt wird, was man »pluti« nennt (»quae pluthi vulgariter dicitur«). — Ch.

»Pram«. — Darunter verstand man ein Floß. Der Begriff kommt schon in einer böhmischen Handschrift (»Hrady a zámky«, VIII., 51), die dem XIV. oder höchstens XV. Jahrhunderte angehört, vor. — Ch.

Prešestovati. — Nachdem das sechste der auf Sinai gegebenen Gebote Jehovas gegen die Unkeuschheit gerichtet ist, muß sich be-

reits in alter Zeit der Ausweg gefunden haben ein Vergehen dieser Richtung, um sich über das Wesen und die Einzelheiten nicht weiter verbreiten zu müssen, im Slavischen kurzweg mit »übersechsten«, d. i. gegen das sechste Gebot sündigen, zu kennzeichnen (slav. »šest« = sechs). — Der älteste schriftliche Beleg hierfür findet sich in Primus Trubars slovenischem Katechismus aus dem Jahre 1550. — Wir hörten in der Volksschule im Religionsunterrichte auch nie eine weitere Definition und fühlten nur heraus, daß es sich dabei um etwas besonders Sündhaftes handeln müsse. — Diese Methode der Ueberbrückung von Begriffsdefinitionen, die man ihres Charakters wegen aus natürlichem Takte nicht weiter auseinandersetzen kann oder will, zeigt von sehr feinem moralischen Zartgefühl von Einst. —

Ž.

»Skaramučati«. — Dieser Begriff kommt in der dem XI. Jahrhunderte angehörenden kroatischen Handschrift, die dem Popen von Dioklea (Duklja) zugeschrieben wird, in der Bedeutung: durch Beunruhigung quälen oder müde machen vor. Das Wort ist entweder aus »skorati« (= bedrängen) und »mučati« (= quälen), oder aus »skoro mučati« (= beinahe, nahezu quälen) böhm. »zkormoutiti« (= betrüben) gebildet und sonderbarerweise fast unverändert in andere Sprachen übergegangen, wie altfranz. »escarmouche«, altital. »scaramucio«, deutsch »scharmützel«. Im Waltariliede kommt auch der verwandte Personennamen »Skaramund« vor. Das Wort ist daher ein originalslavisches, da hier die Etymologie noch heute verständlich ist, für alle anderen Sprachen aber bereits ein Lehnwort.

K.

»Soloh«. — Im laufenden Jahre machte der russische Archäolog J. Veselovskij einen sensationellen Fund in einem Kurgan (Grabhügel) Südrußlands. Die Skelette wie die verschiedenartigsten wert- und kunstvollen Grabbeigaben berechtigen zur Annahme, daß hier ein besonders hervorragender scythischer Car begraben liege. Sie ist auch ansonst natürlich berechtigt, denn der Grabhügel ist eigentlich ein Grabberg in den Dimensionen einer ägyptischen Pyramide, die auf etwa 20 Vjorst im Umkreise der Steppe sichtbar ist. Dieser Riesentumulus heißt bei den Anwohnern »Soloh«. Man weiß nun nicht, was die Benennung anzeigen soll und nimmt zumeist an, daß der dort begrabene Car so geheißen habe. — Diese Annahme scheint aber zu trügen, wahrscheinlicher ist es, daß der Begriff überhaupt nicht »Soloh« sondern »Zoloh« auszusprechen sei, und in dieser Form, da das russische »zola« — Asche, Reste, Lauge bezeichnet, eben nur der Gattungsname für einen Tumulus im allgemeinen ist, der Asche bezw. Reste und Auflösungsprodukte eines Hohen

enthalte, daher sprachlich lediglich *L e i c h e n h ü g e l*, *G r a b b e r g* besage. — Im natürlich verwandten Gebrauche steht auch der deutsche Begriff »Sole, Soole«, d. i. das vom festen Aggregatzustand in den flüssigen umgewandelte Steinsalz. — Der Begriff »Sole« ist demnach schon altslavischer oder gar ursprachlicher Provenienz.

Dieser Riesentumulus dürfte schon mehrere Jahrhunderte v. Chr. gestanden sein, was aus einer Stelle Herodots geschlossen werden kann. Als Darius gegen die Skythen zog, befolgten dieselben eine ähnliche Taktik, wie bei Napoleon i. J. 1812: sie zogen sich ohne Kampf immer weiter ins Innenland zurück. Auf das Befragen, weshalb sie nicht gegen Darius kämpfend auftreten, ließen sie ihm sagen, »er möge nur einmal das Gebiet Gerros, wo die Grabhügel ihrer Ahnen stehen, betreten, dann werden sie ihm schon mit Waffen entgegengetreten«. — Und diese Grabhügel können nur jene sein, die noch heute so zahlreich und imponierend in den Dnjepr-Steppen stehen; ob gerade der »Soloh« schon damals stand, ist freilich nicht sicher, aber die Grabbeigaben sprechen entschieden dafür. — Ž.

»*Svor, svora*«. — So nennt der Slovene heute den *L a n g b a u m*, der den Vorderteil eines Wirtschaftswagens mit dem Hinterteile *v e r b i n d e t*, also: *V e r b i n d u n g s h o l z*. Die Böhmen gebrauchen heute dieses Wurzelwort nur mehr abstrakt als »*svornost, svorný*« (= Eintracht, zusammenhaltend), doch wendeten sie es früher auch in ersterem Sinne an, denn im Kodex Pernstein v. J. 1490 kommt die Stelle vor: »*z každého pluhu neb svora 4 große*«, d. i.: von jedem Pfluge oder Wirtschaftswagen 4 Groschen (Steuer). — Laut »*Slovanské právo*« v. J. 1353 hatten die Moldauflößer die Pflicht ein Floß aus 60 Langbäumen (»*svorův*«) herzustellen. — Das Floß selbst heißt »*vor*«. — Ch.

»*Trut*«. — Eine Stelle in der Grünberger Handschrift lautet: »*ide-že trut pogubi saň liutú* (= wo der *R e c k e* den grimmen Drachen erschlug). Die Ausleger des Textes wußten sich mit dem Begriffe »*trut*« nun gar keinen Bescheid, sie kannten keine Analogien, und kamen daher zu folgendem sonderbaren Schlusse: der Fälscher habe den sonst nirgends vorkommenden Ausdruck »*trut*« aus dem Namen »*Trutnov*« (Trautenau) frei konstruiert, weil die Stadt zugleich einen Drachen zum Wappen hat. Ist es nun an sich verwunderlich, daß jemand eine derartig unsinnige Kombination überhaupt ausspricht, so ist es noch betrübender, daß niemand auf einen wirklich vorhandenen Beleg stieß, nachdem solche massenhaft sozusagen auf dem Wege liegen. Bezeichnet doch im Altslavischen »*trot*« einen Riesen, starken Mann; die Slovenen kennen eine Sage vom *R i e s e n* »*Trot*«; im Altnordischen bedeutet »*trutan*«: Herr, Gebieter; *D r u i*-

den (irisch »druid«) hießen die Priester und Erzieher des Volkes bei den Kelten; im Etrurischen kommt auf der doppelsprachigen Inschrift von Pisaurum schon ein »trutnovt« vor, welcher Begriff ins Lateinische als »haruspex«, d. i. Weissager, Opferpriester übertragen erscheint. Hiezu kommt noch eine ungewöhnliche Quelle. Die alten Geschichten erzählen, der erste König der Wenden und Obotriten hieß Anthyrus, der als Feldherr im Heere Alexanders d. Gr. nach dessen Tode König der pommerschen Wenden wurde. Um das Jahr 1730 fanden Soldaten im Kloster Doberan (Mecklenburg) in einem vermauerten heimlichen Schranke ein in gotischer Schrift beschriebenes Pergament mit einem Lobgedichte an Anthyrus, welches auch den Begriff »Drud« in der Bedeutung Sänger, Priester enthält. Die betreffende Strophe lautet, wie sie J. de Westphalen in »Monumenta inedita« (Leipzig, 1739, S. 1506) bietet:

»Ein edler König rike, in diesem Lande war,
Das Wenden Land genant,
Du mer behalten ist, so lange viele Jahre
Gar manchem Drud bekannt.
Sen Name heißet sonst Anthyre,
Er war gar ein getreuer Mann,
Er führt mit Ruhm sein Ritter Ziere,
Als ihm solt wohl anstahn«. —

In dem Begriffe »trut« steckt daher ein harter, solider Kern der Ursprünglichkeit und des hohen Alters, daher es unverständlich bleibt, wie man so alte, reelle Beläge als Fälschungsdokumente neuester Zeit jemandem vorspiegeln und wie sich die gebildete Oeffentlichkeit so lange von den »Gelehrten« nasführen lassen konnte. —

ž.

Wissenschaftliches Allerlei.

Slavische Sprachbelege in „Beovulf“.

Das dem Ende des X. Jahrhunderts zugeschriebene älteste deutsche Heldenepos „Beovulf“ ist in angelsächsischer Sprache geschrieben, und bewegt sich dessen Handlung zwischen dem Gebiete der Dänen, Goten und Angelsachsen. Ein Teil spielt sich sogar auf einer Insel jener Friesen ab, wo man auffallende slavische Sprachreste, wie diese schon auf Seite 217 zum Teile angeführt wurden, vorfand. Nun enthält aber dieses Epos auch eine Menge von Namen und Begriffen, welche dem Slaven besonders auffallen müssen, und zeigt das unlogische Durcheinander der Handlung, dass hier eine

mässig geniale Kompilation verschiedene epische Stoffe zu einem Ganzen verschmelzen wollte, wobei sich besonders ein gewisses Streben, die heidnischen Verhältnisse in die christlichen umzuformen, geltend macht.

Im allgemeinen hat es den Anschein, als ob altslavische Volksdichtungen epischer Richtung dem Verfasser die Führung der Handlung geboten hätten, wobei er freilich viele Namen und Begriffe sprachlich verwechselt haben mag, oder sie aber, wie wir das schon beim Roland-Liede gesehen haben, absichtlich verschleierte. Dieser Gedanke beschäftigte die Gelehrtenwelt seit langem, und gab Rob. Schweichel schon im Jahre 1868 in seiner Schrift „Über den gegenwärtigen Stand der Sprach- und Naturforschung“ dem Zweifel Ausdruck, „ob sich nicht ebenso, wie manche Mythe der Götterlehre, auch manche jener Heldensagen und Lieder, welche uns die isländische Edda aufbewahrt hat, aus keltischen Anlautungen und Ursprüngen entwickelt haben; manche Bezeichnungen und Personennamen dieser Dichtungen lassen es wenigstens vermuten. Vielleicht lässt uns das Studium der keltischen Sprachen eines Tages vollends das Geheimnis durchdringen, welches den „Beovulf“ der Angelsachsen noch immer zum grossen Teile verhüllt. Schon die Art der Leichenfeier des Helden bestärkt uns, gleich der des Siegfried und Brunhildens in der Nibelungensage, in dieser Vermutung. Sie werden verbrannt, wie dies noch bei den heidnischen Preussen der Fall war, als der deutsche Orden das Land eroberte. Mit der Einwanderung der deutschen Stämme in Mitteleuropa hörte aber das Verbrennen der Toten auf“ usw.

Ein tüchtiger Slavist müsste im Vereine mit einem ebenso versierten Germanisten hier ein äusserst interessantes Forschungsfeld finden, denn etliche Namen, Begriffe, Redewendungen und Kulturdetails bieten sich derartig handgreiflich als slavisch dar, dass sich der objektivste Leser dieses Eindruckes nicht erwehren kann.

Es mögen hier nur einige typische Beispiele folgen, wobei beigefügt werden muss, dass die Übersetzer und Kommentatoren des Beovulf offenkundig viele Stellen und Begriffe auch unzutreffend erfassten. Z. B.: in der Dichtung steht mehrmals „gehärtet im Feuer“ für die Kennzeichnung der Güte der Waffen. Dieses Epitheton findet man in slavischen Dichtungen fortgesetzt und am richtigen Platze; in „Beovulf“ bezieht sich aber dies in einem Falle auf die Vergoldung der Waffen;

„holm“ heisst auch im Slovenischen noch heute: mässige Anhöhe, Hügel;

der edelste Krieger wird im Epos „Asker“ genannt; dies ist aber im Südslavischen tatsächlich die Bezeichnung für den Krieger im allgemeinen;

„hrunting“ hiess das Schwert Beovulfs; im Slavischen bezeichnet man mit „hrot, hrotnik“ die Lanze, den Spiess:

„Hadukin“, Name eines tapferen Kriegers, scheint nur der Begriff „hajduk“ (= Beschützer, Wächter) zu sein;

der hohe Grabhügel, der über der Asche Beovulfs errichtet wird, heisst „hrones näs“; das heisst aber nicht „Wallfischberg“, sondern „Grenznase“, und ist tatsächlich ein scharf vortretendes Vorgebirge auf der Insel Sylt so benannt;

„das Schiff ist am Berge geborgen“, also am Ufer; das Ufer heisst aber nur im Slavischen „Berg“, d. i. „breg“, wobei die Metathesis ebenso eingetreten ist, wie beim Begriffe „gard“ (statt „grad“), denn auch das deutsche „Garten“ ist nur das slavische „grad, graditi“, also das Umzäunte, da die Vorbedingung für den Garten unter allen Umständen die Umzäunung ist, usw.

Weitere Parallelen bilden die Kulturverhältnisse, die in „Beovulf“ geschildert werden, und stehen diese Tatsachen im scharfen Gegensatze zu der allgemeinen Ansicht von der einstigen, als völlig unkultiviert verschrienen Zeit.*) Es wird da von einem Schwerte gesprochen, in welches die Geschichte desselben in goldausgelegten Runen eingraviert ist. Goldhörner werden angeführt, und man grub schon tatsächlich mehrere solcher mit schönen Reliefarbeiten aus; die häufige Aufzählung von kostbarem „gewundenem“ Frauengoldschmucke ist durchaus keine Phantasterei, denn es wurden doch in

*) Wie weit dieses Vorurteil von der Unkultur der älteren Zeit gehen kann, dafür liegen geradezu erheiternde Belege bei der Fälschungserklärung der böhmischen Handschriften vor. Man sagte z. B.: Lubuša, die Fürstin Böhmens, hatte unmöglich einen goldenen Thron; dieser kann in jener Zeit nur aus rohen Steinen zusammengefügt gewesen sein, ergo ist die Handschrift eine Fälschung; dass aber die ältesten Völker schon goldene Throne hatten, davon wussten die Sammler von Fälschungsmotiven anscheinend nichts. — Ein Mädchen spricht nur den Wunsch aus, dass sie dem Geliebten einen Brief schreiben möchte, und schon war die wissenschaftliche Hermandad hinterher und sagte: ein Mädchen, das im XIII. Jahrhunderte schreiben konnte, gibt es nicht, ergo ist die Handschrift gefälscht. — Ein Gedicht erwähnt die Waldhörner; da kamen die Gegner und sagten: historisch festgestellt existieren solche erst seit dem J. 1680, ergo ist die Erwähnung von solchen i. J. 1241 ein Beweis der Fälschung. Davon, dass die Skythen, Kelten, Israeliten, Griechen, Römer solche hatten und diesbezüglich genug Abbildungen vorhanden sind, ja dass Rubens, der bereits i. J. 1640 starb, schon den Jagdzug der Diana mit Waldhörnern malte, hatte die Gelehrtenwelt in Prag um das Jahr 1886 keine Ahnung, u. ä. —

nordischen Ländern prächtige, ja emaillierte, auf hochentwickelte Goldschmiedekunst schliessende Spangen verschiedenster Form gefunden, die auch in Runenschrift gravierte Widmungen wie Firmakennzeichen aufweisen; und diese Inschriften versteht gerade der Slave noch immer, so weit sie eben verlässlich entziffert sind.

Es muss sonach etwas Reales in allen diesen Vermutungen wie Kennzeichen sein, nur hat der bedauerliche Umstand, dass sich die deutsche Wissenschaft später vollkommen gegen die slavische abgeschlossen, jeden Erfolg in der Weiterforschung verlegt. Freilich ging letztere dann auch ihre eigenen, genau so falschen Wege, und seit jener Zeit, als das Mit- und Zusammenforschen unterbrochen wurde, trat in der Sprachforschung nicht nur ein Stillstand, sondern der fühlbare Verfall an den Tag, denn eine solche Arbeit ohne grosszügige Grundlage und universelle Zusammenfassung des Materiales muss immer eine chaotische Stückerarbeit bleiben.

M. Žunkovič.

Thietmars slavische Kenntnisse.

Es ist sonderbar, dass sich viele Geschichtsforscher auf den gewiss in vieler Hinsicht brauchbaren Chronisten Thietmar von Merseburg (975—1018) berufen, aber dabei ungeprüft auch das Fehlerhafte übernehmen, wozu vor allem dessen grundfalsche slavische Etymologie gehört; zum Beweise mögen nachstehend einige solche Beispiele folgen.

Thietmar schreibt über den Grossherzog Gejsa († 997), den Vater des hl. Stephan, den König von Ungarn: „*uxor autem eius Beleknegini, i. e. pulchra domina slavonice dicta*“.¹⁾ Diese „*beleknegina*“ ist aber sprachlich die „*velekneginja*“, d. i. Grossfürstin ihrem Geburts- oder Würdetitel nach.

Einen analogen Fehler beging er im Satze: „*fit conventus in Belegori, quod pulcher mons dicitur*“.²⁾ Es ist dies natürlich kein „*pulcher mons*“, sondern „*Velegora*“ (oder „*Belagora*“) an der Elbe.

Weiter schreibt Thietmar: „*Hic (Boso), ut sibi commissos facilius instrueret, slavonica scripserat verba et eos Kirieeleison cantare rogavit. Qui vecordes hoc in malum irrisorie mutabant „ukrivolsa“, quod nostra saxonica lingua dicitur „Aderi stat in frutectum“ dicentes: „Sic*

¹⁾ Bielowski, Monumenta Poloniae historica. Lwów, 1861, S. 313.— D. h.: »Dessen Gattin war die »beleknegina«, was slovenisch »schöne Frau« bedeutet.

²⁾ Bielowski, S. 284. — D. h.: »es fand eine Zusammenkunft in »Belagora« statt, was »schöner Berg« bedeutet. — Thietmar hält also konsequent »bel« (= weiss) als gleichbedeutend für schön.



locutus est Boso“, *cum ille aliter dixerit*“.³⁾ — Die Verwechslung des Kirieeleison mit „ukryval sa“ (= er verbarg sich) ist leicht herauszufinden, aber das weitere ist rätselhaft.

Eine gleichfalls verunglückte Etymologie ist in der Erklärung des Namens „Dobrava“ enthalten, denn Thietmar sagt: „*Dobrava enim slavonice dicebatur, quod teutonico sermone „Bona“ interpretatur*“.⁴⁾ Tatsächlich bedeutet es in der modernen Auffassung einen Eichenhain, in älterer Zeit einen für die Verteidigung hergerichteten Platz, eine Zufluchtstätte bei feindlicher Gefahr.

F. V. Sasinek.

Die Runensteine von Oberhessen.

In Žunkovič' Werke „Slavische Runendenkmäler“, das derzeit in Lieferungen erscheint, fand der Verfasser auf Seite 53—50 die „Urnensteine in Mecklenburg“ beschrieben und abgebildet, und war nicht wenig erstaunt, hiedurch eigentlich auch das Rätsel mit den Runensteinen von Oberhessen gelöst zu sehen.

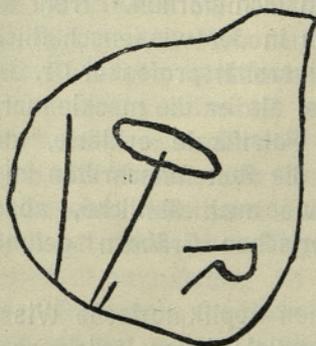
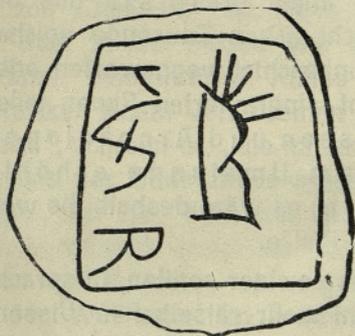
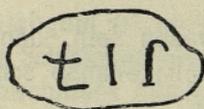
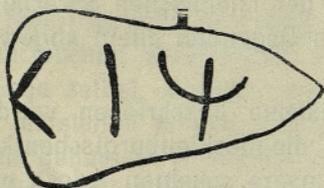
Auf der Höhe „Trieb“ (östlich Giessen) wurde im Jahre 1908 ein ausgedehntes Gräberfeld der Latène-Zeit aufgeschürft. Das Bemerkenswerteste dabei war die Entdeckung, dass die Steine (Basalt), die als Packungen der Skelettgräber dienten, sonderbare Gravierungen hatten, welche die einen, wie der Museumsdirektor Hauptmann a. D. Dr. Kramer und Prof. Bartholomae für Runen, andere für zufällige Pflugschrammen hielten. Der Vergleich dieser Steinschriften mit jenen in Mecklenburg (siehe Illustrationen) zeigt aber klar, dass dies Runen sind; auch hatten beide Gruppen dieselbe Totenkultusbestimmung. Fertige Worte sind hier nicht feststellbar, da die Runen nicht so deutlich geschrieben sind, wie die mecklenburgischen, und namentlich viel Ligaturen aufweisen; es ist daher zur Lösung noch mehr Vergleichsmaterial nötig; immerhin sind aber z. B. die Buchstaben a, i, l, g, k gut erkennbar und gehören — nach Žunkovič' Runenklassifikation — dem wendischen Runenalphabet an.

³⁾ Bielowski, S. 249. — D. h.: »Dieser schrieb, um seine Schutzbefohlenen leichter zu unterrichten, die Worte slovenisch nieder und schlug ihnen vor dieselben in der Form des Kirieeleison zu singen. Diese verwandelten sie aber unsinnig ins Lächerliche«. — Das weitere ist für die Uebersetzung unverständlich. Man sieht aber daraus, dass damals in Norddeutschland slavisch noch allgemein die Umgangssprache war. — Boso hiess der erste Bischof von Merseburg.

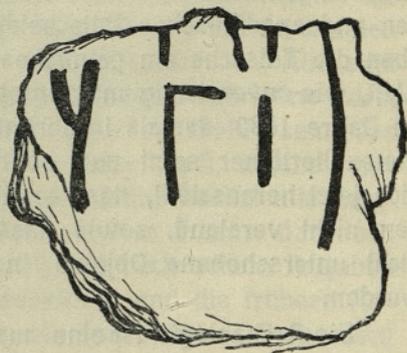
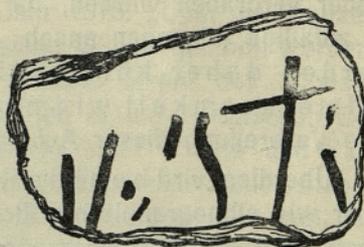
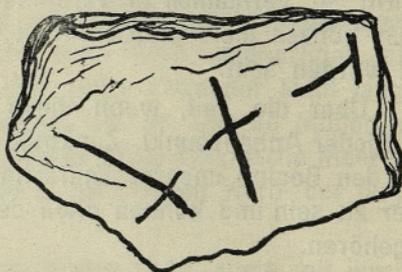
⁴⁾ Bielowski, S. 261. — D. h.: »Dobrava heisst im Slovenischen, was im Deutschen »Gut« bedeutet. — Konst. Porphyrogenetus hingegen hält »Dubrava« für gleichbedeutend mit »silva« (= Wald) und bezieht sich dabei auf Dubrovnik (Ragusa); den primären Sinn des Begriffes hat sonach keiner der beiden erfasst. (Vergleiche auch den Artikel »Dobrotice« S. 236. — A. d. Red.)

Runensteine

aus Mecklenburg.



aus Oberhessen.



Der wissenschaftliche Erfolg dieser gegenseitig sich aufklärenden Runensteine ist ein ausserordentlich wertvoller. Wir wissen nun

vorerst, dass die Runenschrift tatsächlich in Nordeuropa allgemein gebräuchlich war, denn die vielen hunderie von Inschriften auf Stein und Erz, die man schon in den verschiedensten Gegenden gefunden, weisen alle das Runenalphabet auf. Vor dem Einzuge der lateinischen Schrift — vermutlich in Verbindung mit der lateinischen Sprache — muss sonach die Runenschrift in unseren Gegenden allein angewendet worden sein.

Über die Zeit, wann diese Runensteine beschrieben wurden, fehlt jeder Anhaltspunkt. Žunkovič verlegt die mecklenburgischen kurz vor den Beginn unserer Zeitrechnung; unsere scheinen jedoch noch älter zu sein und können etwa der Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. angehören.

Die hier Bestatteten müssen Slaven gewesen sein, denn unser Gebiet war einst gleichfalls von Slaven besiedelt; ebenso scheint der Name des Fundortes „Trieb“ slavisch zu sein.

Diese überraschende Aufdeckung hat aber auch wissenschaftlich-erziehlich einen besonderen Wert. Vor allem drängt sich uns die begründete Vermutung auf, dass vielleicht schon Tausende solcher Steine in alten Gräbern gefunden aber unbeachtet weggeworfen oder wieder vergraben wurden, da die darauf eingravierten Runen jeder als zufällige Ritzungen ansah; die Museen und Archäologen werden daher künftighin diesem Umstände erhöhte Aufmerksamkeit widmen müssen; es wäre deshalb die weiteste Verbreitung dieser Aufdeckung am Platze.

Überdies wird hiemit die Runenkunde zu einer soliden, in sprachlicher wie ethnographischer Richtung nicht mehr rätselhaften Wissenschaft, und werden Erfahrungen dieser Art in Hinkunft wohl die Archäologen, Runenforscher wie Kulturhistoriker vor übereilten Schlüssen und apodiktischen Entscheidungen ernstlich warnen. Erregt doch eben die Tatsache ein peinliches Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt, wie unvorsichtig und unmotiviert Universitätsprofessor Dr. Jagić im Jahre 1880 (damals in Berlin) handelte, als er die mecklenburger Runenaltertümer samt und sonders als Falsifikate erklärte, indes sich jetzt herausstellt, dass er überhaupt die Runeninschriften zu lesen nicht verstand, sowie dass anderswo auch ähnliche, absolut nicht unterschobene Objekte in prähistorischen Gräbern gefunden wurden.

Die Archäologie ist eine ausgesprochen applikatorische Wissenschaft; sie verträgt nur greifbare Beweismittel; jedes Irrlichtern mit Autoritätsdiktaten muss daher hier grundsätzlich mit einem Fiasko enden.

Dr. O. Jahn (Berlin).

Wo lag die Stadt Vineta?

Während sich die geisterhafte Vineta-Sage wie ein Rätsel der fernen Romantik hinzieht und immer geheimnisvoller wurde, schwand auch immer mehr das Bewusstsein dahin, dass die graue Feste auf dem Meeresgrunde sich einst in einer vielfarbigen und denkwürdigen geschichtlichen Wirklichkeit erhob, die wohl noch eigenartiger, als die Sage selbst, ergreift, weil man die wahre Lage der Stadt lange nicht feststellen konnte. Den Bemühungen des Dr. Conrad Müller ist es nun gelungen, in seinem grossen Werke „Altgermanische Meeres-herrschaft“ (Verlag Perthes, Gotha) den historischen Kern der Sage glaubwürdig aufzuklären.

Seit langem ist es bekannt, dass Vineta nicht allein mit ihrem tragischen Schicksale dasteht; sie hat Geschwister auch in der Nordsee, wo furchtbare Sturmfluten gleichfalls blühende Städte verschlangen. Aber unter allen diesen war Vineta die grösste und bedeutendste. Müller glaubt, dass diese Namensform nur eine falsche Lesart von „Jumeta“ ist, denn die Slavenstadt Jumne am Ausflusse der Oder in die Ostsee war den mittelalterlichen Chronisten wohlbekannt. Ausführliche Kunde von dieser Niederlassung gibt der Historiker Adam von Bremen um das Jahr 1075. „Über die Leutizen hinaus“, schreibt er, „die mit anderem Namen Wilzen genannt werden, tritt uns der Oddarafluss entgegen, der reichste Strom des Slawenlandes. An der Mündung desselben, da wo er die scythischen Gewässer bespült, bietet die sehr angesehene Stadt Jumne den Barbaren und Griechen, die ringsum wohnen, einen vielbesuchten Standort dar. Weil nun zum Preise dieser Stadt grosse und fast ungläubliche Dinge vorgebracht werden, so halte ich es für anziehend, hier einiges, das Erwähnung verdient, einzuschalten. Es ist wirklich die grösste von allen Städten, die Europa einschliesst. In ihr wohnen Slawen und andere Nationen, Griechen und Barbaren . . . Alle sind noch im Irrwahne heidnischer Abgöttereie befangen. Übrigens wird, was Sitte und Gastfreiheit anlangt, kein Volk zu finden sein, das sich ehrenwerter und dienstfertiger bewiese. Jene Stadt, welche reich ist durch die Waren aller Nationen des Nordens, besitzt alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten.“ — Dies Jumne, das noch mehrfach bei Adam von Bremen auftaucht, lag nach seinen Angaben unzweifelhaft unmittelbar an der Ostseeküste, und die frühere Ansicht der Gelehrten, die das alte Vineta mit dem späteren Julin, dem heutigen Wollin, an der niemals recht schiffbaren Dievenow gleichstellen wollte, muss als irrig aufgegeben werden. An der Odermündung kennt die Stadt auch ein Jahrhundert später, um 1170, der

Slawenchronist Helmold, der sie aber bereits als verschwunden behandelt. „An der Mündung der Oder, wo sie das Baltische Meer berührt,“ berichtet er, „lag einst die sehr berühmte Stadt Jumneta,“ und er meldet weiter: „Diese reichbegüterte Stadt soll ein Dänenkönig, mit sehr grosser Flotte heransegelnd, von Grund aus zerstört haben; noch sind von jener alten Stadt Überreste vorhanden.“ — Diese „Austilgung“ Jumnes, die für Helmold bereits längere Zeit zurückliegt, muss zu Beginn des XII. Jahrhunderts erfolgt sein, und zwar kann als Zerstörer nur König Niels in Betracht kommen, der zwischen 1115 und 1119 eine Kriegsfahrt unternahm und die letzte Selbständigkeit der Landschaft Jum, deren Hauptstadt Jumne war, zerbrach. Wahrscheinlich ist es, dass nach der Vernichtung der Stadt dann eine gewaltige Naturkatastrophe ihre Trümmer verschlang und so ihr Bild für immer von der Erde weglöschte, wodurch die uralte Sage ihre eigentliche Nahrung erhielt. Der berühmte Chronist Saxo Grammaticus, der gegen Ende des XII. Jahrhunderts schrieb, berichtet nämlich ausdrücklich: „Nachdem der befestigte Ort, den die Slaven an der Mündung der Swine gegründet hatten, in einer winterlichen Sturmflut zugrunde gegangen war, gründeten sie in derselben Gegend zwei andere Plätze.“ — Als die historische Stätte des alten Vineta kann mit ziemlicher Sicherheit das Dorf Loddin bei Koserow in Anspruch genommen werden, denn alle Vorbedingungen treffen hier in vollendeter Weise zusammen: die Erhebung der Feste auf einem hohen meerbeherrschenden Punkt, und zwar an der alten Odermündung, die Nähe der Insel Rügen und die uralte Volksüberlieferung, die an diesen sagenumwobenen Ort geknüpft ist. Auch die Funde arabischer Münzen sprechen dafür, denn diese alte Ostseekultur war vom Orient aus stark beeinflusst, und Jumne ist eine bedeutende Station auf der grossen Handelsstrasse gewesen, die die Araber zum Lande des Bernsteins und weiter bis nach Kiew, der Hauptstadt des Russenlandes, führten. Wie eng diese Beziehung zwischen Ostsee und Orient damals war, geht aus der Tatsache hervor, dass eine Kunde von dem Untergang Jumnes sich sogar in dem grossen geographischen Werke des Arabers El-Edrisi erhalten hat. So erfährt das Vineta-Rätsel durch das alte Kulturzentrum von Jumne seine geschichtliche Lösung, und die Sage leuchtet nun in einem noch ehrwürdigeren Lichte. —

Diese Entscheidung Dr. Müllers lässt sich aber auch noch weiter als berechtigt ergänzen. Da ist vor allem die Etymologie, welche auch in gleichem Sinne eingreift. Vineta lag als so bedeutende Handelsstadt gewiss auch an dem wichtigsten und für die Schifffahrt günstigsten Arme der Oder, und dies ist die Swine. Dieser Hauptarm bildete

demnach hier eine wichtige Grenze, denn Adam von Bremen sagt doch, dass die Stadt dort lag, wo die Oder die skythischen Gewässer berührt, also am linken Ufer, denn das rechte gehörte schon zu Skythien. Nun bedeutet aber „vin“ im Altslavischen: Grenze, „Vineta“ sonach: Grenzstadt. „Swine“ bildet jedoch zwei Grenzen, daher es durch das Präfix „s“ zu einem Kollektivum wurde. Der Name „Jumne, Jumneta“ ist sonach eher der falsche, und vermutlich durch eine flüchtige Lesart entstanden, der dann fortgesetzt falsch weiter abgeschrieben wurde.

Es ist immerhin auch zu bezweifeln, ab Adam von Bremen in allem recht hat, denn es ist doch etwas unwahrscheinlich, dass der Vineta-Untergang für Helmold, der 95 Jahre nach Adam starb, schon so sagenhaft gewesen sein konnte, wenn die Stadt bei Lebzeiten Adams noch bestand. Ebenso hat Müller hier bedingungsweise unrecht, wenn er die Lage der Stadt in die heutige Dorfflur Loddin verlegt, denn ist Vineta dort gestanden und durch Waffengewalt zerstört worden, so lässt sich dies durch einfache Grabungen feststellen; ist dies nicht der Fall, dann ist sie ins Meer gesunken, und damit erhält die Sage den Geschichtswert. Eine im Kriege zerstörte Stadt aber, die an einem so günstigen Handelszentrum liegt, baut man ansonst wieder rasch auf, und dies geschah bis heute nicht, weil eben die sagenhaften wie geschichtlichen Erfahrungen in geotektonischer Hinsicht davor warnten. Deshalb kann aber auf der dortigen Terrain-erhebung mit dem günstigen Ausblicke auf das Meer noch immer ein Wachthaus oder eine Feste gestanden haben, und ist dies sogar natürlich, denn man musste sich doch auch irgendwie gegen Feinde von landeinwärts sichern.

So muss nun die Sage die Hälfte ihres Inhaltes über Vineta an die Geschichte abgeben, denn dem friedelosen Spuk und dem dräuenden Gottesgerichte für schwere Sünde steht entgegen die stolze Erinnerung an den Glanz und die Herrlichkeit einer wirklichen Stadt, die nach allem nur jener Elementarkatastrophe zum Opfer fiel, welche seit Urzeiten die südlichen Gestade der Nord- und Ostsee ständig bedroht.

Der Forschung über die alten Ostseeslaven steht dort am Meeresgrunde noch ein reiches Museum zur Verfügung; so manche Schrift auf Erz und Stein dürfte dort zu lesen sein, die unser bescheidenes oder angezweifeltes Wissen über jene Völker ergänzen könnte; aber wo ist jener slavische oder wirkliche Carnegie, der dieses einzigartige Museum suchen oder heben liesse!

M. Žunkovič.

Ein Heilmittel der Russen gegen das Hundswutgift.

Auf Seite 211 des „Staroslovan“ wurde ein dalmatinisches Arzneimittel gegen das Hundswutgift in Erinnerung gebracht. Diese Erwähnung rief in mir die Tatsache wach, dass mir einst ein deutscher Garteningenieur in Russisch-Podolien eine Distelart zeigte, die man in Süd-Russland als häusliches Heilmittel gegen das Hundswutgift anwendet. Es ist dies die Komposite *Xanthium spinosum*, ansonst Choleradistel genannt, die besonders in subtropischen Gegenden gedeiht. Sie soll erst im Jahre 1830 durch Kasakenpferde zugleich mit der Cholera in die Bukowina gebracht worden sein und sich von hier aus bis auf den Balkan verbreitet haben. Diese Vermutung scheint recht unglaubwürdig zu sein, denn den Samen kann auch ebensogut der Wind weiter befördern. Ob aber die Pflanze tatsächlich irgendeine heilsame Wirkung gegen das Hundswutgift hervorruft, weiss ich nicht und kann auch nicht angeben, welcher Pflanzenteil diese Wirkung birgt oder in welcher Form das Heilmittel angewendet werden soll. Immerhin wäre es aber angezeigt zu überprüfen, ob oder inwieweit der russische Volksglaube begründet ist, umsomehr als ja schon die Bezeichnung „Choleradistel“ auf eine Verwertung als Hausarznei deutet.

Ing. W. Steinz.

Die kroatische Nationaltracht.

Es ist an der Zeit wieder einmal den ziemlich weit verbreiteten Irrtum zu berichtigen, als ob die kroatische Nationaltracht ihrem Ursprunge nach eine magyarische wäre, denn tatsächlich ist sie nur eine jedem Kenner der slavischen Volkstrachten durch Klima, verfügbare Rohstoffe und subjektiven Schönheitssinn bewirkte Modifikation der allgemeinen altslavischen Trachten.

Über die Bedeutung der Volkstrachten ist bereits sehr viel diametral geschrieben worden, denn während ihnen die einen (wie z. B. Rousseau) einen hohen volkspädagogischen Wert zusprachen, wollten andere in dem Festhalten, an der vererbten Nationaltracht ein bewusstes Verharren in der Barbarei, ein Widerstreben gegen die gangbare Zivilisationsströmung bemerkt haben. Diesbezüglich geben „Slavische Blätter“ (1865, S. 35) folgende, gewiss allgemein überzeugende Ansicht kund: „Eine solche Ansicht involviert ein Verkennen des individuellen Volksgeistes, der ja der Schöpfer dieser Trachten ist, und den bedeutende Kulturhistoriker als ein wichtiges Moment

zur originellen Entwicklung eines Volkes erkannten. Man kann das Nationalkostüm einen mächtigen Wecker und Wahrer des nationalen Bewusstseins, ja des Patriotismus selbst nennen. Und was noch bedeutender ist: die gemeinsame Nationaltracht schliesst ein einigendes Band um sämtliche Angehörige eines Volkes, welches auch, nebst anderen Ursachen, namentlich in Kroatien, jene Leichtigkeit des Umganges zwischen den höheren und niederen Klassen ermöglichte, die gar sehr die natürliche Härte der Leibeigenschaft minderte. In dieser treuen Bewahrung der ursprünglichen Volkstracht glauben wir auch den Grund dazu zu finden, dass in Kroatien und Slavonien niemals Kleiderordnungen, wie im westlichen Europa, die so auch äusserlich den Unterschied der Stände kennzeichnen sollten, erlassen werden mussten. Während anderwärts die schwere Ritterrüstung den Gebrauch der Volkstracht fast völlig verdrängte, war dies bei den Kroaten nie in ausgedehntem Masse der Fall. Auch ist es bekannt, dass der gefeierte kroatische Held Nikolaus Šubić-Zrinjski, als er in den entscheidenden Kampf zog, in weihevoller Stimmung, den Harnisch verschmähend, sich mit dem reichsten Nationalgewande schmückte, als ginge es zu einem Feste. Während im Mittelalter das spanische Gewand als Hoftracht die altdeutsche Kleidung verdrängte, bewahrten auch hierin die Kroaten ihre Eigentümlichkeit. Ja selbst die katholische Geistlichkeit, sonst der uniformste Stand der Welt, bediente sich in alter wie in neuer Zeit stets der Nationaltracht, und es mögen die Besucher der im Herbst 1864 in Agram abgehaltenen Industrieausstellung, unter denen sich Angehörige aller Nationen befanden, nicht wenig erstaunt gewesen sein, die ehrwürdigen Domherren des reichen Agramer Kapitels im Schnürrock und dem niedrigen landesüblichen Hute einherschreiten zu sehen. — So also beurkunden in Kroatien und Slavonien Mann und Weib, Grundherr und Bauer, Staatsbeamter und Geistlicher, Bürger und Gelehrter auch in ihrer äusseren Erscheinung jenes Gemeinschaftliche, das sie zu einem höheren Ganzen, zur Nation verbindet.“ —

Die Volkstrachten haben zweifellos auch sonstige Wertigkeiten. Vor allem zeigen sie meist einen sehr hohen kunstästhetischen Sinn, und können niemals zu der superlativen Geschmacklosigkeit der modernen Mode führen, da sich bei der Tracht jede prinzipielle Abweichung unangenehm abhebt, d. h. jede Übertreibung in dieser oder jener Richtung stört empfindlich den Gesamteindruck, was eben der Volksgeschmack sehr gut weiss und fühlt; die Tracht bildet nur als harmonisches Ganzes den Schönheitseffekt.

Weiters ist die Volkstracht zugleich ein sehr gewichtiges Mittel für die Charakterbildung eines Volkes, denn der in der Volkstracht

Umhergehende kann unmöglich ein Renegat oder Volksfeind sein; verachte er aber seine Nation, so wird er die Tracht überhaupt nicht anlegen. Das Volkstum hat sich daher durch die Trachten eine gewisse äussere Exklusivität geschaffen, die trotz etlicher Nachteile doch den grossen Vorzug des innigen automatischen Zusammengehörigkeitsgefühles in bezug auf Sprache, Heimat und Nation in sich birgt; jeder der nicht so gekleidet ist, gilt hingegen als Fremder. Dass der Niedergang der Trachten auch zugleich das patriotische Fühlen und das Gefühl der Volkseinheit zugleich herabgedrückt und einer sehr nachteiligen politischen Uferlosigkeit Platz gemacht hat, wird gewiss jedermann zugeben, der Gelegenheit hatte die sozialen wie patriotischen Anschauungen eines Gebietes noch in beiden Phasen zu beobachten. Das allgemeine Hinarbeiten auf die Rehabilitierung der schönen, so erhebenden Volkstrachten wäre daher gerade heute, wo sich die Völkergruppen wieder sprachlich zu rallieren beginnen, eine sehr dankbare volkserziehlche wie auch patriotische Aufgabe.

Dr. A. Kovačić.

Wissenschaftliche Fragen und Antworten.

Hier werden ausschliesslich solche einlaufende Fragen veröffentlicht und fallweise beantwortet, die das Gepräge eines breiteren wissenschaftlichen Interesses tragen.

Frage 17. — „Strava“. — F. Ž. (Laibach) fragt, welche Etymologie dem altslavischen Worte „strava“, worunter man die Totenfeier, auch das Totenmahl zu verstehen pflegt, zugrunde liegt.

Antwort. — Das Grundwort ist offenkundig „traviti“, das im Russischen heute abweiden, fertigweiden, zu Ende gehen, abschliessen bedeutet. Das „s“ ist das im Slavischen allgemeine Präfix für die Kennzeichnung einer länger währenden aber nun abgeschlossenen Handlung, wozu es Hunderte von sprachlichen Belegen gibt, wie z. B.: „mluva“ (= das Gespräch) und „smlouva“ (= Vertrag, der Schlusserfolg der Besprechung); „mír“ (= der Friede) und „smír“ (= der Friedensschluss); „mreti“ (= im Sterben liegen) und „smrt“ (= der Lebensschluss, der Tod); „krýti“ (= decken) und „skryti“ (= verstecken, sich ganz unsichtbar machen) u. a. m. „Strava“ ist daher ein urslavischer Begriff, der alle jene Handlungen abschliessend zusammenfasst, die sich nach dem Tode einer Person in sozialer, pietätlicher und materieller Richtung ergeben, also: Leichenfeier, Würdigung der persönlichen Verdienste, Erhaltung des Andenkens, Testamentsvollstreckung, Erbfolge u. ä. —

Man nahm bisher allgemein an, dass „strava“ lediglich das Totenmahl bedeutet, zumal es heute nurmehr die Bedeutung von Nahrung, Verpflegung hat, doch entspricht dies nicht der primären Auffassung. In einer aus dem XIV. Jahrhunderte stammenden böhmischen Handschrift von Königgrätz heisst es bei der Schilderung der Kreuzigung Christi: „*zvlékú s něho vše rucho na ztravu*“, d. h. sie zogen ihm alle Kleider aus als Nachlass, denn es wird dann doch weiter erzählt, dass die Schergen nach dem Tode um diesen Nachlass wüffelten. — Eine weitere Quelle (Skolien des Lactantius Placidus) führt aber auch noch die Form „traba“, also ohne das Präfix (der vollendeten Handlung) an, ein Beweis, dass das Grundwort „traviti“ eben richtig, die eigentliche Wurzel daher „trav“ (nicht „strav“) ist. Lactantius fungierte im Jahre 308 als Lehrer des Sohnes Konstantins d. Gr.; erst der im VI. Jahrhunderte lebende Geschichtsschreiber Jordanes (fälschlich „Jornandes“) schreibt im Werke „*De origine actibusque Getorum*“ schon „strava“, womit jedoch nicht gesagt sein will, dass diese Wortform nicht früher auch schon im Gebrauche war.

Die Slaven gebrauchten sonst auch die Begriffe „*pir, trizna, sedmina*“, welche allerdings die Gedächtnismahlzeit nach der Beerdigung eines Toten speziell hervorheben, doch ist diese nur als ein Teil der „strava“ anzusehen, denn jene Bewirtung gilt zugleich als Bezahlung für die verschiedenen dem Toten zuteil gewordenen Dienste (Krankenpflege, Tragen der Leiche, Grabaushebung, Grabgesang u. ä.), für welche man auf dem Lande (z. B. bei den Slovenen) noch heute kein Geld annimmt.

Wir Slaven nennen gerne den Nachruf nach einem Toten mit dem Fremdworte „Nekrolog“; dieses ist aber ganz unnötig, da wir selbst im Begriffe „strava“ eine eigene originelle und prägnantere Bezeichnung besitzen. Es wäre daher empfehlenswert sich forlan dieses altbekannten Ausdruckes zu bedienen, damit die eigenen Fachausdrücke zur Geltung kommen und nicht durch die Ignorierung in der Bedeutung abirren oder ganz in Vergessenheit geraten. —

Frage 18. — Österreichische Forschung. — E. E. (Paris) wünscht eine Aufklärung, weshalb heute in Österreich fast durchwegs Private die wissenschaftliche, namentlich die den Altslavismus tangierende Forschung führen und aufrechterhalten müssen; wieso es kommt, dass nicht Akademien, die über reiche Studien- und Geldmittel verfügen, die so interessante Runenforschung in die Hand nehmen; dass es einen endlosen hundertjährigen Streit über den böhmischen Handschriftenwert geben könne usw., was in Frankreich undenkbar wäre.

Antwort. — Da wir als direkt Beteiligte vielleicht darauf doch keine objektive Antwort geben könnten, die Frage selbst aber auch sonst aktuell ist, legten wir die Beantwortung derselben einem Hochschulprofessor vor, und erhielten folgende Aufklärung: „Die Erscheinung des Verfalles der wissenschaftlichen Vertiefung und des Forschungsernstes ist heute eine allgemeine, und macht Frankreich dabei kaum eine Ausnahme; dass aber dies gerade in Österreich fühlbar hervortritt, daran tragen unsere eigenartigen dissoziierenden Verhältnisse Schuld. Vor etwa 30 Jahren gehörten wir noch zu den führenden Mächten für Sprachen- und Völkerkunde; unsere Gelehrten waren es, die in der Slavistik das entscheidende Wort sprachen; wir waren es, die weltumspannende geographische Forschung betrieben. Seither haben wir selbst abdicirt. Die politischen Strömungen beeinflussen bereits seit langem die Wahl der Professoren; Nation und Parteistandpunkt gilt mehr, als Wissen und Können. Es sei hier nur jenes typische Beispiel angeführt, das vor kurzem infolge seiner Widrigkeit uns alle lähmte, als ein dreimal und allein vorgeschlagener Fachmann von Ruf als Professor für die Akademie der bildenden Künste in Wien nicht als geeignet anerkannt wurde, weil er in Laibach geboren ist und in Prag wirkt. Die besten Kräfte verlassen daher die so kleinlich gewordene Heimat, weil sie eine politisch infizierte Wissenschaft nicht billigen. Die Abschaffung der Kollegengelder erstickte den restlichen Ehrgeiz in der wissenschaftlichen Konkurrenz; die Unterrichtsverwaltung ist selbst ein Politikum, gelenkt von Parteileuten und Tagesströmungen; auf die Lehrkanzeln werden selten mehr führende Geister berufen, die etwa schon durch glänzende Schriften oder erfolgreiche Privattätigkeit ihre Befähigung erbracht haben, sondern normale Mittelmässigkeiten, oft von Krethi und Plethi geschoben, und jederzeit bereit ihre Individualität dem persönlichen oder aktuellen Opportunismus zu opfern. Seit Dezennien sind auch alle Slavistenkanzeln ausschliesslich aus einer „Schule“ besetzt; das Monopol führt die Firma Jagić und hat diese ausschliessliche Inzucht die hereditäre Folge, dass ein Neuerer oder Eklektiker überhaupt nicht mehr zu freiem Worte kommt, daher Wahres wie Falsches von Einst nur mehr grammophonartig mechanisch weiter abgeleiert wird. Um aber doch für alle Fälle Störefriede hintanzuhalten, sitzt in jeder Zeitungsredaktion ein Filialist dieser Firma, der dafür sorgt, dass neue Forschungsergebnisse, welche diese erstarrten Hypothesen aus dem Gleichgewichte bringen könnten, durch die Presse nicht in die Öffentlichkeit gelangen. So ist es auch erklärlich, wie — die Gedankenträgheit der Menschen klug ausnützend — der finsterste Aberglauben mit polizeilicher Sicherheit und behaglicher Ruhe durch

ein Menschenalter als Wissenschaft ausgeschrotet werden konnte. Einen besonders fühlbaren Nachteil brachte der Slavistik auch die Gründung der böhmischen Universität im Jahre 1882 in Prag. Das Angebot der Lehrkräfte war damals gering, die Wahl dabei überdies vielfach eine unglückliche. Die in Böhmen doppelt akzentuierte Politik bekam rasch Eintritt in die Universität. Die Professoren der philosophischen Fakultät gründeten bald ein politisches Tagblatt („Čas“) für sich, ein Fall, der in Hochschulkreisen wohl einzig dasteht. Fast jeder Professor stand in irgendeinem politischen Lager; für wirkliche Wissenschaft oder tiefere Forschung blieb da wenig Zeit übrig, daher sich dort bisher auch nahezu keine hervorragende Fachspezialität entwickeln konnte. Eine solidere fachliche Durchbildung fehlte oft noch; die Politik verdarb Charakter wie Individualität. Um sich massgebendenorts beliebt und äusserlich bemerkbar zu machen, wurde das Tollste unternommen, was öffentlich zu sprechen gibt. Da wurden zuerst die ehrwürdigen böhmischen Handschriften als echt abgeschworen, die Vergangenheit der Slaven tunlichst gelöscht; jeder wurde bis ins letzte Dorf verfolgt, ja zum Selbstmord gebracht (Dr. Pič), der zu widersprechen wagte; das Tagblatt „Čas“ unterstützte dabei die wissenschaftlichen Justifizierungen; die Jugend, die immer dem Radikalismus huldigt, rannte allem blind nach, ohne der Nachteile zu gedenken, die ihr beim Einzug soliderer Verhältnisse erwachsen müssen. Die Slavistik ward dabei zu einem regelrechten, wenn auch klug verschleierten — Aschenbrödel. Die Professoren traten gelegentlich auch in ein Wettrennen um Abgeordnetenmandate, um zwei Sinekuren zu geniessen; die Wissenschaft war ihnen somit niemals die Hauptsache. — Es ist daher nur ein Glück, dass die impulsive wie intuitive Geisteswissenschaft nun durch die Privatforschung auf einem neutralen und jungfräulichen Boden aus reinster Liebe zur Sache weitergeführt wird; böse wäre es, wenn alles untätig dastehen würde. — Diese Eindrücke muss jeder gewonnen haben, der in den letzten 20 bis 30 Jahren mitten in diesem chaotischen Milieu stand und seine Ansicht überhaupt frei aussprechen will; ich habe sie hiemit ausgesprochen.“

Wir haben dem nichts beizufügen als den ehrlichen Wunsch, man möge aus den bedenklich aufgehäuften Entgleisungen in der Pflege der Wissenschaft in Österreich endlich eine heilsame Lehre ziehen.

Frage 19. — „Cyrill-Kreuze.“ — J. H. (Brünn) wirft die Frage auf, wieso es so viel „Cyrill-Kreuze“ geben könne, denn sie können doch unmöglich alle mit dem Slavenapostel Cyrill im Zusammenhange stehen.

Antwort. — Dies ist auch nicht der Fall. Es liegt hier eine falsche Volksetymologie vor. Das Wurzelwort ist „čer, čir“, das bereits Seite 8–16 eingehend aufgeklärt wurde. Die „Cyrill-Kreuze“ sind gleichfalls nichts weiter als Grenzsteine, nur hat das Volk nach Verlust des sprachlichen Verständnisses für den Wurzelbegriff eine posthume Erklärung gesucht und hiebei herausgefunden, hier habe vielleicht der hl. Cyrill auf seinen Missionsreisen gerastet oder gepredigt. Sie finden sich meist in Mähren, Schlesien und Süddeutschland vor. — Wer sich die Lokalität solcher Steine, die meist in Kreuzform zugehauen oder aber mit einem ausgemeißelten Kreuze versehen sind, näher besieht, wird immer finden, dass sie durchwegs an Besitz-, namentlich Gemeindegrenzen, an Weggabelungen oder Kreuzwegen angebracht sind. Sollte dies heute irgendwo nicht zutreffen, so wäre weiter nachzuforschen, ob hier nicht in älterer Zeit die Grenze lief, da ja bei Kommassationen oder Parzellierungen von Gütern oft die Grenzen geändert wurden; überdies hat sich bei wichtigeren Grenzverlegungen meist noch die lokale Bezeichnung „Alte Grenze, staré myto, stará meza“ u. ä. erhalten. — Unsere Leser werden hiemit ersucht, die ihnen bekannten „Cyrill-Steine“ in dieser Richtung zu überprüfen und uns mitzuteilen, ob oder inwieweit unsere Etymologie irgendwo nicht zutrifft.

Frage 20. — Von mehreren Seiten wurde angefragt, wie wir uns zu den höchst unwissenschaftlichen und persönlichen Ausfällen in Jagić' „Archiv für slavische Philologie“ (Heft 1 und 2, Seite 300–302, 1913) gegen den „Staroslovan“ verhalten.

Antwort. — Wir haben ohnehin zu wenig Raum für ernste Aufsätze, können uns daher umso weniger mit Antworten auf derlei sophistische Ausfälle befassen. Damit aber unsere Leser doch etwas darüber wissen, sei das Wichtigste hervorgehoben. — Ein gewisser Erdmann Hanisch aus Beuthen zog mit einem Kübel Schmutzwasser aus, um den Mohren Jagić reinzuwaschen. Es handelt sich da um die „Schwayxtix“-Angelegenheit (siehe „Staroslovan“ Seite 51–57) und die böhmischen Handschriften. Bekanntlich hat Professor Jagić im Jahre 1880 eigens eine Reise nach Neu-Strelitz unternommen und „festgestellt“, dass eine Statuette daselbst wirklich jene Aufschrift trage, auf welcher Basis er sodann die Rhetra-Altertümer (siehe „Slavische Runendenkmäler“) gleich summarisch als unterschoben erklärte und noch zufügte, die Fälschungen können nicht vor dem Jahre 1737 geschehen sein. Ebenso beteiligte er sich seit dem Jahre 1886 lebhaft an der Grablegung der genannten Handschriften. Es hat sich aber nun bei der wissenschaftlichen Revision herausgestellt, dass

auf jener Statuette nicht „Schwayxtix“ sondern „*licjevajam tim*“ steht, und dass die als Fälschungen verdächtigten Handschriften echt sind. Statt dass nun Professor Jagić als Herausgeber und Redakteur des „Archiv“ selbst mit der Erklärung herausgetreten wäre, er habe sich in beiden Fällen geirrt, er habe die Inschrift etwa bei schlechter Beleuchtung gelesen, die Runen nicht genau gekannt, die Handschriften nie gesehen, erteilt er dem Herrn Hanisch die Vollmacht gegen uns gleich mit dem mobilén Galgen zu ziehen, weil wir so wenig Rücksicht und Takt besaßen, die Wahrheit in dieser Sache offen auszusprechen. Er spricht da von: „Bedeutungslosigkeit, wissenschaftlicher Naivität, ungezogener (!), törichter Überhebung“ u. ä., vergisst aber in der Eile vollkommen zu sagen, dass wir doch recht haben, und „überhebt“ sich davon auch nur ein Argument gegen unsere Feststellungen anzuführen. Nach den Rechtsbegriffen Hanisch' ist die Wissenschaft sonach kein Freigut mehr, und wenn Jagić einen Irrtum begeht, so haben darüber „bedeutungslose“ Leute zu schweigen, oder aber, so wie er, dies durch qualmenden Weihrauch zu verhüllen.

Die Wahrheit ist ein starker Trank,
Und wer ihn braut, hat selben Dank!

Die Angelegenheit mit den böhmischen Handschriften wird dahin zu beschönigen oder zu rechtfertigen versucht, dass Hanisch die rhetorische Frage aufwirft: „Sollte wirklich Herr Žunkovič wissenschaftlich so harmlos sein, dass er glaubt, zur Untersuchung der Echtheitsfrage einer Urkunde (!) bedürfe es unbedingt des persönlichen Augenscheins?“ — Wir können diesem beneidenswert naiven „Archiv“-Gelehrten nur offen bestätigen, dass wir, und wahrscheinlich die ganze Welt mit uns, wirklich so harmlos sind, dies zu glauben, und die persönliche paläographische Untersuchung des angezweifeltén Objektes für das Wichtigste halten; ja, wir gehen noch weiter: wir erklären nach den gemachten Erfahrungen jeden für einen Charlatan, wer eine alte Handschrift als falsch erklärt, ohne sie je gesehen zu haben, denn seriöse Leute geben über etwas, was ihnen unbekannt ist, überhaupt kein Urteil ab.

Es ist ein furchtbar lähmendes Gefühl sehen zu müssen, wie hier der Kritiker für die Gewissenlosigkeit in der Forschung offen und skrupellos eine Lanze bricht, und wie Professor Jagić einer solchen Frivolität obendrauf noch den Tugendmantel umhängt. — Die Grünberger wie Königinhofer Handschrift sind zweifellos echt, und wer sie gut angesehen oder gar studiert hat, wird sie auch nicht

anders als echt gefunden haben. Hat jedoch Professor Jagić (und sein Anhang) die Überzeugung von der Unechtheit, so beweise er dies, denn die bisher bekannten Bedenken sind bereits alle aufgeklärt und haben sich als haltloses Geschwätz oder als Produkt mangelhafter Forschungspflege erwiesen. Wir fordern hiemit Professor Jagić auf, seine Argumente darüber, dass jene Figur in Neu-Strelitz die Aufschrift „Schwayxtix“ trägt, sowie namentlich für die Unechtheit der böhmischen Handschriften offen darzulegen; die Ansicht, dass wir zu „bedeutungslos“ sind, genügt uns absolut nicht als „Beweis“. Übrigens hatte die böhmische Nation der Handschriften wegen durch Jahrzehnte fortgesetzt die Verbalinjurien: Fälscher, Schwindler, Diebe u. dgl. zu hören; es steht daher schon dafür, sich der Mühe zu unterziehen, dies überzeugend zu begründen, oder aber den gemachten Fehler zu widerrufen.

Zum Schlusse sei noch eine bedenkliche moralische Entgleisung des Kritikers hervorgehoben, um die Kampfweise und wissenschaftliche Akribie des Herrn Hanisch gegen uns nur flüchtig zu skizzieren. Er will die prinzipielle Gegnerschaft gegen die „Berufswissenschaft“ in unserem Arbeitsprogramme entdeckt haben. Diese niedrige Verhetzungstaktik unter Zulegung einer handgreiflichen Unwahrheit desavouiert sich selbst. Hanisch hat zwar fleissig Stellen aus unserem Programmartikel (Seite 1—7) zitiert, kennt also den Inhalt zweifellos, hat aber folgenden Passus darin „übersehen“: „Wir wollen daher sowohl mit den Gelehrtenesellschaften einerseits, wie mit den breitesten Bildungsschichten des Volkes andererseits in steter, inniger Fühlung bleiben und, unentwegt und unbekümmert um Sympathie oder Hass, nur zum besten der guten Sache arbeiten.“ — Relativ hat Herr Hanisch allerdings recht: eine solche, aber nur solche „Berufswissenschaft“, die nur ehrlich arbeitende Leute verleumdet, sich aber in jenem Momente, als Beweise vorzubringen oder gemachte Fehler einzubekennen sind, mit souveränem Patentdünkel schimpfend seitwärts in die Büsche schlägt, werden wir bekämpfen, so oft sie uns in die Quere kommt.

Wir verkehren aber tatsächlich mit vielen Forschern von Beruf und Gelehrtenesellschaften der Welt; die Qualität des Inhaltes unserer Revue wird wahrscheinlich auch niemandem den Gedanken einflößen, als würde uns gelegentlich der berüchtigte „Septimaneer“ beispringen; eine wissenschaftliche Verbindung mit Herrn „Erdmann Hanisch aus Beuthen“ lehnen wir freilich für alle Zeiten dankend ab.

Bibliographie.

Alle einlangenden Werke werden grundsätzlich mit Titel, Verlag und Preis angeführt; jene, welche altslavische Themata berühren, auch kurz besprochen, eventuell noch später eingehender gewürdigt. — Unaufgefordert zugesendete Werke werden nicht zurückgestellt.

Gruden J. Dr., Zgodovina slovenskega naroda. — („Geschichte des slovenischen Volkes.“) — Klagenfurt. Herausgegeben vom St. Hermagoras-Vereine. — (Im Erscheinen.)

Die „Družba sv. Mohora“ (St. Hermagoras-Verein) hat sich im Interesse ihrer Mitglieder zur Herausgabe des obigen Werkes entschlossen und erschien hievon heuer schon das 3. Heft (Beginn der Neuzeit). Da bisher keine zusammenfassende und übersichtliche Geschichte des slovenischen Volkes existierte, war der Verfasser vor ein besonders schwieriges Problem gestellt, zumal die Slovenen in historischer Zeit eigentlich nie — es wäre denn, dass man die kurze Zeit des napoleonischen Illyrien dazu rechnen würde — staatlich geeinigt waren. Trotzdem hat der Verfasser seine Aufgabe muster-gültig gelöst. Die volkstümlich gehaltene, daher sprachlich so anheimelnde Darstellung, sowie die reiche Illustrierung reihen sich würdig an die wissenschaftlich hochwertige Sammlung und Behandlung des ungewöhnlich zerstreuten Stoffes an. Dem Verfasser gebührt ein rückhaltsloses Lob hiefür, wie er das widerspenstige Quellenmaterial behandelte und an die Volkspsyche so meisterhaft anpasste, denn es ist sehr zu bezweifeln, ob diese beiden Standpunkte ein Zweiter in so harmonische Relation gebracht hätte.

Wir müssen aber auch ernstlich eine Unzukömmlichkeit hervorheben, welche allerdings die heutigen verworrenen Verhältnisse in der Geschichtsforschung verschuldet haben, die aber durch die Ausgabe eines Ersatzbogens wieder leicht beseitigt werden kann. Der Verfasser schreibt nämlich Seite 9, dass wohl schon der Dichter Vodnik überzeugt war, die Slovenen seien durchaus keine Einwanderer, sondern ein Urvolk in ihren heutigen Gebieten, „nichtsdestoweniger bezeugen die Geschichtsquellen in unzweifelhafter (!) Weise, dass die Einwanderung der Slovenen in die heutigen Gebiete erst mit dem VI. nachchristlichen Jahrhunderte begonnen habe, dass die früher Ansässigen besiegt wurden, die sodann teils auswanderten, teils sich mit den Slovenen assimilierten.“ — Wir wissen wohl, dass dieser Satz mindestens schon vor fünf Jahren niedergeschrieben war, also zu einer Zeit, als die Flamme der revolutionären Bewegung

vom Autochthonismus der Slaven noch nicht so offen zügelte; heute würde der Verfasser diesen Satz, der nur mechanisch die angelernten Schulhypothesen wiedergibt, sicher nicht mehr geschrieben haben, da es tatsächlich „unzweifelhafte“ Beweise nicht gibt.

Sehr am Platze ist auch die Verwahrung der Vereinsleitung (Seite 211 im „Koledar“) gegen die Vorwürfe, dass das Volk eine solche Geschichte nicht erfassen könne, indem sie offen erklärt: „Man halte das Volk nicht fortgesetzt für so verschlagen und begriffsstüztig, als ob ihm die Aufnahmefähigkeit für historische Begebenheiten gänzlich mangeln würde!“ — Alles, was verständlich geschrieben ist, versteht der natürlich denkende Mensch auch; unverständlich sind jene Bücher, die unverständlich geschrieben sind, und dieses ist hier absolut nicht der Fall. Wäre man aber dies irgendwo zu behaupten berechtigt, so kann hiebei das slovenische Volk gar nicht einbezogen werden, denn gerade hier muss selbst der Feind neidlos zugeben, dass es die „Družba sv. Mohora“ selbst war, die das Volk für diese geistige Kapazität systematisch vorerzog, und wer den Sinn für Objektivität nicht völlig eingebüsst hat, der muss zugeben, dass sich ähnlicher kulturpädagogischer Segnungen durch einen Verein kein Volk der Welt rühmen kann, wie gerade das slovenische.

Der Verein, im Jahre 1852 vom Fürstbischof Slomšek gegründet, hat sich nämlich ungeheure Verdienste für den Fortschritt des slovenischen Volkes erworben, denn er arbeitete schon auf breiter Basis an der Hebung des Bildungsniveaus des Landvolkes, als sich andere grosse Nationen um die geistige Weckung des Gros kaum noch rührten, oder sich diesen Verein erst zum Vorbilde nahmen. Eine Nation von 1·3 Millionen Köpfen aber, die seit 61 Jahren einen Verein besitzt, welcher nahezu buchstäblich jedes slovenische Haus zum Mitgliede zählt, und seinen 80.00 Mitgliedern jährlich $\frac{1}{2}$ Million populär geschriebener Bücher einhändigt, steht heute einzig da. — In letzter Zeit haben sich allerdings gewisse Elemente gefunden, die alles gute Alte zertrümmern wollen, ohne auch nur einen brauchbaren Stein zum Neubaue zuzutragen, daher auch gegen diesen Verein unberechtigte Ausfälle unternommen haben. Ob ihnen dies die pathologische Nörgelei, das mangelnde patriotische Gefühl oder die versteckte Tendenz, sich auf diese Weise den Jahresbeitrag (2 K) zu ersparen, diktiert, ist nebensächlich, denn dieser Verein ist bereits mit dem slovenischen Volke so organisch verwachsen, dass man sich letzteres ohne diesen Verein heute nicht recht vorstellen kann. — Der Verein stehe fest, wie der Fels im Meere, wie bisher, und biete, allerdings den Wandlungen des Zeitgeistes

voll Rechnung tragend, unentwegt und weiterhin dem Volke jene geistige Nahrung, die dasselbe kulturell und wirtschaftlich höherbringt. Der Abfall der Volksfeinde bedeutet aber gerade eine Reinigung, denn in jedem Volke fällt, um das fremde Feld zu düngen, nur ab der nationale — Mist.

J. Simonič.

Epilog und Prolog.

Der I. Jahrgang des „Staroslovan“ ist nun geschlossen. Wir haben hiemit unser eingangs dargelegtes Versprechen — sei dies hier freudig und stolz hervorgehoben — sogar mit einem ungeahnten Kraftüberschusse an originellem Wissen und unbeeinflusster Beobachtung, daher zum grossen Teile völlig neuem Forschungsmateriale eingelöst und hiebei, wenn oft auch nur flüchtig, gezeigt, dass es auf jedem Gebiete des menschengeschichtlichen Wissens Stationen gibt, die der Slave nicht weiter teilnahmslos passieren darf.

Wie notwendig unsere Revue war, hat sich im Laufe des Jahres mit steigender Drastik gezeigt. Die grosse Slavenwelt weiss von ihrer wahren Vergangenheit im grossen so gut wie nichts, und jenen Kreisen, die sie vor allem kennen sollen, fehlt als Vorbedingung zu dieser Kenntnis die natürliche Klarheit über die elementarsten Grundsätze.

An dieser Wahrnehmung lässt sich leider nicht ein Wort ändern. Der Vorwurf gilt übrigens nicht dem Einzelnen, sondern der Gesamtheit, denn die kleinliche sprachliche Eifersucht, dann die geistige, politische wie soziale Geschiedenheit der einzelnen Slavenvölker, die aus der Parabel von den zerbrochenen Stäben Svatopluku niemals eine Lehre ziehen wollten, haben den slavischen Völkergruppen bisher kein zusammenhängendes Bild der gemeinsamen grossen Vergangenheit zu geben vermocht.

Welche wunderbaren Kraftquellen des latenten Selbstbewusstseins, des berechtigten Stolzes und erhöhten Kulturstrebens wurden aber damit den slavischen Völkern durch so lange Zeit vorenthalten! Und trotzdem wir von diesen bewusst wie unbewusst verstopften Quellen in der kurzen Spanne Zeit erst etliche Tropfen ans Licht gebracht, so geht doch schon ein staunendes Aufhorchen, ein fortschreitender Meinungswechsel, eine tiefgehende Wandlung fühlbar vor sich; und was bringt erst die Zukunft an den Tag, denn ein gutes Drittel unserer Geschichte ruht noch nahezu unberührt oder un-

erkannt in der Erde, ein Drittel verbirgt sich unverstanden in den Geheimnissen der Sprache, und jenes Drittel, das wir bei natürlicher Gedankenfolge leicht verstehen könnten, hat eine verblendete Wissenschaft gewaltsam unserer Betrachtung entrückt oder von oben nach unten gekehrt.

Nur so konnte es kommen, dass schliesslich alles auf einem toten Punkte erstarrte, statt sich an dem allgemeinen Fackellaufe im grossen Kulturweltstreite zu beteiligen. Wir arbeiteten zwar genau so mit, wie andere, aber unsere Werke erhielten eine fremde Marke und unsere grossen Männer einen gefälschten Taufschein; steht doch des grossen Polen Kopernik Büste heute in der deutschen Wallhalla; Komenský wurde zu einem Deutschen, Vega zu einem Spanier zu machen versucht; Held Zrinjski wurde von den Magyaren nostrifiziert usw. Statt daher unseren reellen Anteil an der Kultur und dem Gange der Geschichte energisch die billige Anerkennung im offenen Kampfe zu erzwingen, warfen wir die Flinte ins Korn und zogen uns schmollend in die stille Ecke zurück, in der Hoffnung auf ein Wunder oder auf selbsteinkehrende bessere Zeiten.

Wir liessen es auch apathisch dazu kommen, dass so viele irrtümliche Antizipationen aus den Frühstadien der Forschung in das Volksbewusstsein übergingen und geradezu zu verwirrenden Axiomen wurden, weil wir uns dagegen nicht mit Geisteswaffen stellten. Würden wir zeitgerecht aufgetreten sein, so wären nicht so viele Männer von reiner wissenschaftlicher Ehrlichkeit auf Abwege geraten; noch weniger wäre das furchtbare Überwuchern jenes wissenschaftlichen Charlatanismus möglich gewesen, welcher die herrschende Apathie voll auszumünzen verstand, und dem heutigen nationalen Antagonismus fortgesetzt neue vergiftende Nahrung zuführte.

Doch auch alle reelle Wissenschaft bewegt sich normal im Schlepptau des Gewohnten; sie wird erst aktiv, wenn das Gewohnte ausbleibt, und zugleich die Anpassungsfähigkeit vorhanden ist, neue Reflexe aufzunehmen. Solche uralte, fest verankerte Irrtümer aus der bedenklichen Erbschaft des Gewohnten haben wir hier zu beseitigen begonnen; das beste Mass für den Wert und Erfolg dieser tiefgründigen Überprüfung ist die Menge und Bedeutung der dadurch verzehrten Irrtümer; und diese ist schon heute eine imponierende.

Das neue Jahr soll daher an unserem Revue-Programme nichts Wesentliches ändern, umsomehr, als das Räderwerk der in Gang gesetzten Maschine erstaunlich tadellos funktioniert.

Betreffs des Erscheinens der Bibliothek „Staroslovan“ lassen sich hingegen Termine schwer voransagen, da konstant neue Impulse einwirken und neue Forschungserscheinungen das Einbeziehen heischen. Zur allgemeinen Orientierung unserer Mitglieder diene jedoch folgendes:

BAND I: „Slavische Runendenkmäler“ erscheint weiter als Beilage zu den einzelnen Heften und dürfte im Jahre 1914 bereits seinen Abschluss finden;

BAND II: „Etymologisches Ortsnamenlexikon“ liegt bereits im Manuskripte druckreif vor;

BAND III: „Altslavische Handschriften“. — Dies soll eine literatur- wie sprachgeschichtlich hochstehende Gesamtausgabe der ältesten handschriftlichen Denkmäler aller Slaven werden, die doch bis heute fehlt. Von jeder Handschrift wird das Faksimile, die moderne Transkription, die Kommentierung und Verdeutschung nebst der geschichtlichen wie literarischen Würdigung geboten. Ist sie ein Palimpsest, so wird der gelöschte Text, so weit er lesbar oder inhaltlich bemerkenswert ist, gleichfalls in Wort und Bild beigegeben. Jede Handschrift soll zwar für sich als Monographie abgeschlossen, jedoch buchmässig so gestaltet erscheinen, dass sie sich nach einem bestimmten Plane seinerzeit auf ihren zukommenden Platz einreihen lässt. Das projektierte Werk, das selbstredend mehrere Bände mit kostspieligen Illustrationen enthalten wird, teilt sich in grossem in die schöngeistige, religiöse, geschichtliche, juridische und in die Glossenliteraturgruppe. Die Reihenfolge der Ausgabe erfolgt selbstredend nach der fallweisen Erreichbarkeit der Originalhandschrift sowie nach der wissenschaftlich allseitigen Aufarbeitung; mehrere Besitzer von derlei Manuskripten haben bereits die Bewilligung für das Studium und die künstliche Vervielfältigung derselben erteilt.

BAND IV: „Altslavische Ornamentik“ liegt in der Hauptsache fertig vor. Dieses Werk soll die Entwicklung der Linienführung, wie sie an den keramischen Objekten slavischer Provenienz aus der Vorzeit in der Erde vorgefunden wurde, vom Urzustande des ornamentalen Schmuckes bis zur höchsten figuralen Vollendung systematisch darlegen und demnach eine Art Urgeschichte der Zeichenkunst bieten. Diese Publikation dürfte nicht nur für die vergleichende Archäologie zu einer willkommenen Materialübersicht nach Kulturfortschritt und Fundort werden, sondern auch für die niederen Schulen einen natürlich methodischen Unterrichtsbehelf abgeben.

BAND V: „Altslavisches Sprachlexikon“. — Hiezu wird das Materiale bereits gesammelt; mit der Ausgabe kann jedoch erst dann begonnen werden, bis alle alten Sprachquellen in dieser Richtung durchforscht sind, was allerdings nicht so leicht ist, da eine Hauptquelle hiefür, die Etymologie der Wurzelbegriffe der topischen Namen, bisher als slavisches Sprachgut zu wenig beachtet wurde, jedoch durch die Herausgabe des als Band II bezeichneten Lexikons teilweise behoben zu werden verspricht.

Unvergleichlich leichter als die Privatforschung könnten allerdings die Akademien solche für den Fortschritt in der Sprachwissenschaft, Geschichte, Archäologie und Kulturgeschichte grundlegende Werke zustande bringen, doch ist bei den heutigen Verhältnissen im öffentlichen Forschungsbetriebe, wo sich die slavische Berufswissenschaft selbst in erster Linie gegen unsere edlen und opferreichen Bestrebungen gestellt hat, nicht daran zu denken. Doch trifft dies, wenn auch bei erhöhtem Reibungskoeffizienten, die private Forschung genau so, nur setzt die kostspielige Herstellung solcher monumentaler Werke ohne Staats- oder Fondsmittel zugleich die Erledigung der Verbreitungsfrage voraus, denn alle Arbeit, Mühe und Opfer verfehlen ihren idealen Zweck wie ihre hohe Kulturmission, wenn die Saat nur auf ein kleines Feld ausgestreut werden kann. Sache aller Gebildeten, die das Gefühl für echten Fortschritt in der Wissenschaft und den Durchbruch der reinen Wahrheit in der Forschung im Herzen tragen, ist es daher, diese volksaufklärende wie auch die nationalen Gegensätze nivellierende Lehre in jeder Art zu fördern, denn solange nicht die erforderliche Minimalzahl von ständigen Mitgliedern und Interessenten sichergestellt ist, kann von einer erfolgreichen Umsetzung unserer realen Pläne in die kulturelle Tat keine ernste Rede sein, da unsere Bibliothekswerke bei einer kleinen Auflage, obschon niemand dabei einen Gewinn sucht, für die Minderbemittelten, d. i. das Hauptkontingent der Intelligenz, noch immer zu kostspielig, daher schwer erreichbar sind.

Möge diese Einsicht in Bälde eine allgemeine werden!

»Staroslovan.«